

Zum Salzburger Schrifttum

Rudolf Zinnhobler – Erich Widder, *Der heilige Severin. Sein Leben und seine Verehrung*. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1982, 90 S., 4°. 80 ganzseitige Abbildungen, zum Großteil in Farbe, zahlreiche Abbildungen im Text.

Rudolf Zinnhobler hat den 1500. Todestag des heiligen Severin zum Anlaß genommen, um, wie er selbst sagt, mit einem vorbildlichen Heiligenleben vertraut zu machen. Er sieht den Charakter seines Werkes „eher in dem eines Sachbuches über Severin und seine Zeit als in einer wissenschaftlichen Abhandlung“. Freilich beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, die kaum noch zu überblickende kontroverse Literatur der letzten Jahre einfach zu referieren, sondern er ist durchaus bereit, in wichtigen Fragen auch selbst Stellung zu beziehen.

Zinnhobler macht zunächst mit den wichtigsten Quellen zur Person des hl. Severin vertraut. Man wird ihm durchaus beipflichten können, daß Eugippius, der Verfasser der *Vita Severini*, den Heiligen doch persönlich gekannt hat und kurz vor dem Tode Severins der Mönchsgemeinschaft in Favianis beigetreten ist. Die jüngst von Lotter ins Spiel gebrachte These, Eugippius habe Severin überhaupt nicht persönlich gekannt, vermag nämlich nicht zu überzeugen. Andererseits verweist Zinnhobler mit Recht auf den Verdienst Lotters, als erster die *Antonius-Vita* des Ennodius für die *Vita Severini* richtig herausgestellt zu haben. Auch wenn die Identifizierung des Severin mit dem Konsul *Flavius Severinus*, der in einem Brief des Apollinaris Sidonius genannt wird, heute meist auf Ablehnung stößt, so bleibt doch die Bezeichnung Severins als *inlustrissimus vir* in der *Antonius-Vita* unangetastet, die Severin als einen Mann ausweist, der eines der höchsten staatlichen Ämter im spätrömischen Reich bekleidet haben muß.

Bei dem sehr knapp gefaßten Überblick über die Archäologie wird die Problematik der bisherigen Grabungen, soweit sie in Österreich angestellt wurden, sehr deutlich. Aus keinem einzigen Ort liegt bisher – sofern man von Lorch absieht – ein klares Ergebnis vor. Wenn Wien-Heiligenstadt in dieser Aufstellung genannt wird, dann sollte man doch mit aller Deutlichkeit darauf hinweisen, daß es heute wohl von keinem ernsthaften Forscher mehr mit einem der in der *Vita Severini* genannten Orte identifiziert wird. Gerade rechtzeitig für dieses Jubiläum sind die großartigen Ergebnisse der Grabung in Passau-Innstadt (Boiotro) publiziert worden. Immerhin hätte Zinnhobler statt dem ständigen Hinweis auf die weniger ergiebigen Grabungen von Hörmann 1928/29 den persönlichen Anteil Rainer Christleins an den neuesten Ergebnissen auch im Text entsprechend herausstellen sollen.

Der Verfasser entwirft dann ein kurzes prägnantes Bild von Uferornikum zur Zeit des hl. Severin. Vieles an einem derartigen Bild muß fraglich bleiben, da es sich fast nur auf die *Vita Severini* stützen kann. Erwähnt sei Zinnhoblers Annahme, daß Virunum und möglicherweise auch Lorch zur Zeit Severins Metropolitansitze waren. Auch wenn die Formulierung der *Vita* auf einen Erzbischof hinzuweisen scheint, so halte ich schon aus praktischen Erwägungen diese Annahme für verfehlt. Sehr zu begrüßen ist es, daß Zinnhobler diesem Kapitel eine übersichtliche Karte beigegeben hat, in der auch die von ihm vorgenommene Deutung der in der *Vita Severini* genannten Orte ersichtlich ist.

Im anschließenden Hauptabschnitt über das Leben Severins geht Zinnhobler dann der so umstrittenen Frage der Herkunft des Heiligen nach. Sein Hinweis auf die möglichen Beziehungen Severins zu Orestes bzw. zum weströmischen Kaiserhaus verdient Beachtung. Zustimmung wird man ihm auch dürfen, wenn er von den Thesen Friedrich Lotters jene einer ehemaligen politischen Karriere Severins mit Nachdruck unterstützt, die Gleichsetzung des Heiligen mit dem Konsul Flavius Severinus aber entschieden ablehnt. Dafür wurden gerade in den letzten Jahren wichtige Nachweise erbracht. Abzulehnen ist es jedoch, wenn der Autor (S. 28) vom *Mönchsstand* des Heiligen spricht. Lotter hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß in der *Vita Severini* zwar häufig von Klostergründungen des Heiligen und auch von Mönchen die Rede ist, daß Severin selbst aber kein

einziges Mal als Mönch bezeichnet wird. Das ist sicherlich kein Zufall, sondern soll deutlich machen, daß der Heilige selbst eben ~~kein Mönch~~ gewesen ist. In den folgenden Kapiteln charakterisiert Zinnhobler den hl. Severin als Helfer in der Not und Mann Gottes und berichtet dann über seinen Tod und sein Vermächtnis.

Der besondere Wert des Bandes liegt sicher auch darin, daß zum erstenmal versucht wird, die Verehrung des Heiligen in umfassender Weise aufzuzeigen. Wie Zinnhobler bereits im Vorwort feststellt, war Severin nie so populär wie zum Beispiel St. Wolfgang oder der hl. Leonhard. Gerade deshalb kommt aber diesem vollständigen Überblick über den Kult des Heiligen eine besondere Bedeutung zu. Der Leichnam Severins wurde beim Abzug der romanischen Bevölkerung aus Ufernorikum 488 zunächst nach „Mons Feleter“ gebracht. Zinnhobler identifiziert diesen Ort wohl zu Recht mit Borgo di S. Severino, wo sich bis heute ein Severinskult gehalten hat. Von dort wurden die Reliquien von den Mönchen in das Kloster Lucullanum bei Neapel gebracht und dort bestattet. In den unsicheren Kriegszeiten wurde der Leichnam dann in das Benediktinerkloster von Neapel überführt und dort 902 wieder feierlich beigesetzt. Seine endgültige Ruhestätte hat Severin aber erst in Frattamaggiore nördlich von Neapel gefunden, wohin seine Reliquien gemeinsam mit jenen des hl. Sosio am 29. Mai 1807 überführt wurden.

Zinnhobler gibt dann einen Überblick über die kultische Verehrung des Heiligen, besonders in Österreich und Bayern. Die ausgezeichneten Aufnahmen von Erich Widder machen diesen Teil und das anschließende Kapitel über Severin in der Kunst besonders anschaulich. Nachdem bildliche Darstellungen überhaupt erst seit dem späten 15. Jahrhundert erhalten sind, war es nicht nur richtig, sondern notwendig, auch die moderne Kunst in diesen Überblick einzubeziehen. Eine derartige Auswahl erfordert in mancher Hinsicht auch ein gewisses Fingerspitzengefühl. Deshalb bleibt es unverständlich, warum sowohl in diesem Buch als auch im Rahmen der oberösterreichischen Landesausstellung und sogar im Katalog ein Hinterglasbild von Hermine Arbeitshuber aus dem Jahre 1979 ganz besonders herausgestellt wird. Dieses, im Stil der naiven Malerei gehaltene Bild zeigt den Heiligen als Benediktiner im schwarzen Habit und mit dem Abtsstab in der Hand. Es stellt also gerade jene Attribute in den Vordergrund, von denen man längst weiß, daß sie für Severin nicht zutreffen. Abgesehen davon, daß der künstlerische Wert dieses Bildes äußerst gering ist und man es gut und gerne als Kitsch bezeichnen kann, erweckt es im breiten Leserkreis erneut einen völlig falschen Eindruck von der Person des Heiligen. Aus diesem Grunde hätte man, auch wenn Zinnhobler bemüht war, eine umfassende Ikonographie des Heiligen zu bieten, dieses Bild als irreführend beiseite lassen sollen oder es höchstens als Beispiel dafür herausstellen können, wie Severin sicher nicht ausgesehen hat. Sowohl von seiten der Kunstgeschichte als auch aus Gründen des guten Geschmacks hätte man darauf besser verzichten sollen.

Ein Kapitel über Severin in der Dichtung rundet den schönen und wohl gelungenen Band ab. Nachdem in den letzten Jahren die wissenschaftliche Literatur über den heiligen Severin für den Laien kaum mehr zu überblicken war, hat dieses Buch, das sich an einen breiteren Leserkreis wendet, durchaus seine Berechtigung. Das Beispiel Lotters, der zwar wertvolle neue Erkenntnisse zur Person des hl. Severin beigetragen hat, sein abschließendes Buch aber in einem derartigen Stil verfaßte, daß es für eine breite Öffentlichkeit absolut zu verständlich bleibt, dokumentiert die Notwendigkeit dieses Vorhabens. Zinnhobler und Widder haben mit diesem Band das im Vorwort genannte Ziel durchaus erreicht und damit einen wertvollen Beitrag zum Severins-Jubiläum geleistet. Heinz Dopsch

Philippe Dollinger, Der bayerische Bauernstand vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, hg. von Franz Irsigler, aus dem Französischen übersetzt von Ursula Irsigler. Verlag C. H. Beck, München 1982. 495 S., 8°.

Standardwerke der Geschichtswissenschaft werden oft nach vielen Jahrzehnten nachgedruckt. Ein Sonderfall ist es aber, wenn ein Werk mehr als drei Jahrzehnte nach seinem Erscheinen erstmals aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt wird. Der Leser wird sich zwangsläufig die Frage stellen, ob beim raschen Fortschritt der historischen Erkenntnisse eine Arbeit immer noch so aktuell sein kann, daß ihre Übersetzung gerechtfertigt

tigt erscheint. Bei der grundlegenden Arbeit von Philippe Dollinger über den bayerischen Bauernstand, die 1949 als Habilitationsschrift in Straßburg unter dem Titel *L'évolution des classes rurales en Bavière depuis la fin de l'époque carolingienne jusqu'au milieu du XIII^e siècle* veröffentlicht wurde, ist das zweifellos der Fall. Mit dieser gediegenen Ausgabe wird ein langgehegter Wunsch aller jener Historiker, die sich in und außerhalb Bayerns mit mittelalterlicher Gesellschaftsgeschichte befassen, erfüllt. Da die französische Erstausgabe im deutschen Sprachraum nur wenig verbreitet war, ist auch Herrn und Frau Irsigler für die Herausgabe und die Übersetzung ganz besonders zu danken.

In Salzburg wurde die große Arbeit Dollingers eigentlich nur von Herbert Klein, der mit dem Autor in persönlicher Verbindung stand, gebührend rezipiert. Klein und Dollinger haben sich auch in ihren Arbeiten gegenseitig angeregt. Für Salzburg hat Dollingers Arbeit deshalb besondere Bedeutung, weil der Autor den reichen Salzburger Quellen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, vor allem den Traditionsbüchern und den frühen Urbaren, breiten Raum gewidmet hat. Manche der von Dollinger behandelten Probleme, wie etwa die viel diskutierte Barschalkenfrage, sind in den Salzburger Traditionsbüchern am besten dokumentiert.

Dollinger gliedert sein Werk in fünf große Abschnitte. In der Einleitung wird eine Übersicht über die wichtigsten Quellen zur bayerischen Agrargeschichte gegeben, die auch heute noch weitgehend dem Stand der Forschung entspricht. Der erste Hauptteil befaßt sich dann mit dem politischen und wirtschaftlichen Wandel der Grundherrschaft, während der zweite Hauptteil den persönlichen Status der grundherrschaftlichen Untertanen zum Inhalt hat. Der dritte Teil ist der sozialen Schichtung und den Berufsgruppen in der Grundherrschaft gewidmet, abschließend werden dann die Ergebnisse in prägnanter Form zusammengefaßt, wobei Dollinger zeitliche Querschnitte am Ende der Karolingerzeit, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und um die Mitte des 13. Jahrhunderts zieht und schließlich die Besonderheiten der bayerischen Entwicklung herausstellt. Das Literaturverzeichnis wurde von Franz Irsigler auf den letzten Stand gebracht und bietet dadurch eine wertvolle Ergänzung zu den von Dollinger herangezogenen Arbeiten.

Es besteht kein Zweifel daran, daß die Arbeit von Dollinger auch heute noch *das* Standardwerk zur Gesellschaftsgeschichte Bayerns ist. Man wird darüber hinaus feststellen müssen, daß es bis heute im gesamten deutschen Sprachraum kein vergleichbares Werk zur Gesellschaftsgeschichte eines größeren Landes gibt. Es hat sehr lange gedauert, bis die Methodik und die präzise Arbeitsweise von Dollinger auch in Deutschland rezipiert wurde. Erst in den letzten Jahren sind Arbeiten erschienen, die an Dollingers Werk anknüpfen und bahnbrechende neue Ergebnisse gebracht haben. Als Beispiel sei auf die Arbeit von Ludolf Kuchenbuch über Prüm verwiesen, die sogar bedeutend über jene Erkenntnisse hinausführt, die einst Dollingers Lehrer Charles-Edmond Perrin in seiner Arbeit über Prüm erzielt hatte.

Es mag fast kleinlich anmuten, wenn zu diesem fundamentalen Werk auch einige kritische Bemerkungen gebracht werden. Die erste bezieht sich nicht auf Dollingers Arbeit selbst, sondern auf den Titel der deutschen Übersetzung. Während Dollinger von „der Entwicklung der ländlichen Klassen“ gesprochen hat, wurde dieser Titel mit „der bayerische Bauernstand“ wiedergegeben. Diese Übertragung scheint mir nicht nur ungenau, sondern gerade vom Standpunkt der historischen Erkenntnis her auch falsch zu sein. Es soll hier keine Diskussion über die Bedeutung des Wortes Stand abgewickelt werden, aber im 9. Jahrhundert ist es absolut unrichtig, von einem Bauernstand zu sprechen. Wenn man schon das zugkräftige Wort Bauernstand verwenden will, hätte man zumindest von der Entwicklung des bayerischen Bauernstandes sprechen müssen.

Vor dem 11. Jahrhundert hat es – wie Dollinger ja bis ins letzte Detail hin aufzeigt – keinen einheitlichen Bauernstand, sondern nur eine unerhört differenzierte, größtenteils unfreie ländliche Bevölkerung gegeben, die in ganz verschiedenen Abhängigkeitsverhältnissen zum jeweiligen Herrn stand. Das Verschmelzen dieser ländlichen Eigenleute zu einem einheitlichen Bauernstand ist ein bis heute – trotz der Verdienste Dollingers – nicht bis ins letzte Detail geklärtes Problem, das auch die künftige sozialhistorische Forschung noch lange beschäftigen wird.

Dollinger bezeichnet die von ihm genau untersuchten Zensualen als Freie, den Kopffzins interpretiert er als Zeichen ihrer Freiheit. Gerade an diesem Beispiel wird die Problematik des Freiheitsbegriffes deutlich. Tatsächlich gibt es eine Reihe von Quellen, die beim Kauf des Zensualenrechtes durch jene schlechtergestellten Eigenleute, die zur täglichen Knechtsarbeit verpflichtet waren, vom Kauf der Freiheit bzw. von Befreiung sprechen. Diese Formulierung bedeutet aber nur, daß die Zensualen damit von der täglichen Knechtsarbeit befreit waren. Aus der Sicht ihres Herrn und auch aus der Sicht der freien Bevölkerung waren jedoch die Zensualen keineswegs persönlich frei. Der Kopffzins ist kein Zeichen ihrer Freiheit, sondern ein Zeichen ihrer Abhängigkeit. Wenn gleichzeitig Ministeriale, die auch nach der Meinung Dollingers unfreier Herkunft waren, sich in die Zensualität ergeben haben, so bestätigt das diesen Sachverhalt.

Die immer wieder diskutierte Barschalkenfrage vermag auch Dollinger nicht zu lösen. Er zeigt zwar die unterschiedliche Stellung der Barschalken in den einzelnen Zeitabschnitten auf, vermag aber damit das Problem ihrer Herkunft nicht zu klären. Speziell zu Salzburg wäre zu sagen, daß die Notitia Arnonis kein Fragment (S. 26), sondern das älteste Güterverzeichnis dieser Art ist, das von Dollinger in seiner Bedeutung für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zweifellos unterschätzt wurde. Die Breves Notitiae werden überhaupt nicht erwähnt, obwohl sie gemeinsam mit der Notitia Arnonis die wichtigsten Zeugnisse für das Fortbestehen der Romanen im Südostalpenraum enthalten.

Diese kleinen Korrekturen im Detail vermögen freilich an der Gesamtbedeutung des Werkes nichts zu ändern. Die Arbeit von Dollinger ist seit Jahrzehnten das grundlegende Werk über die Entwicklung der bauerlichen Gesellschaft in Bayern während des Mittelalters und wird es auch für die nächsten Jahrzehnte bleiben. Darüber hinaus darf sie als ein unerreichtes Vorbild angesprochen werden, an dem sich auch künftige Arbeiten orientieren müssen.

Heinz D o p s c h

Rudolf Schieffer, Die Entstehung von Domkapiteln in Deutschland. Bonner Historische Forschungen, Bd. 43. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1982 (Nachdruck der 1. Auflage 1976). 309 S., 8°.

Der Wert dieser Dissertation von Rudolf Schieffer und die Bedeutung, die ihr von den Mediävisten beigemessen wird, geht schon aus der Tatsache hervor, daß wenige Jahre nach dem Erscheinen ein Nachdruck notwendig wurde. Galt seit der vor fast 100 Jahren erschienenen Dissertation von Georg von Below das Hauptinteresse dem Wahlrecht der Domkapitel, so ist Rudolf Schieffer der Frage nach der Entstehung der Domkapitel in Deutschland nachgegangen. Als langjähriger Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Historica in München hat er das mit dem ganzen Rüstzeug, das der Mediävistik in Form der Hilfswissenschaften zur Verfügung steht, getan. Die Arbeit besticht durch die besondere Sorgfalt und Genauigkeit des Autors ebenso wie durch seine Belesenheit. Dank der klaren und prägnanten Sprache ist Schieffers Buch aber nicht nur den Spezialisten, sondern auch einem breiteren Interessentenkreis durchaus verständlich. Auch der Vergleich der Arbeitsweise des Historikers mit jener der Theologen, die sich vorher mit diesem Thema befaßt hatten, ist reizvoll.

An dieser Stelle soll vor allem auf das Salzburger Domkapitel eingegangen werden, dem Schieffer in seiner Arbeit einen ansehnlichen Absatz gewidmet hat. Im Gegensatz zur älteren, in Salzburg teilweise auch heute noch vertretenen Lehrmeinung, daß der hl. Virgil zugleich mit dem ersten Salzburger Dom 774 auch eine Vereinigung von Weltklerikern eingerichtet habe, tritt Schieffer mit Recht für eine wesentlich spätere Entstehung des Salzburger Domkapitels ein. Der einzige frühe Hinweis auf die Existenz von Kanonikern im Salzburger Raum findet sich in der Gründungsurkunde des Klosters Otting, die nach neuesten Erkenntnissen nicht in das Jahr 767, sondern bereits in das Jahr 749 zu datieren ist. Schieffer wendet mit Recht ein, daß nach dieser Urkunde nur die Mönche vom Bischofssitz Salzburg aus nach Otting entsandt werden sollten, während das bei den Kanonikern nicht erwähnt wird. Der Wortlaut legt sogar eher die Vermutung nahe, daß die Kanoniker nicht aus Salzburg kommen sollten. Den ersten sicheren Nachweis sieht Schieffer in einer Urkunde König Arnolfs vom 9. März 891, in der auch die *fratres do-*

mino ibidem famulantes für Salzburg erwähnt werden. Darauf gestützt, nimmt Schieffer eine Entstehung des Domkapitels im 9. Jahrhundert an.

Den ersten, absolut eindeutigen Nachweis findet man jedoch erst in einer Traditionsnotiz des Jahres 925, in der ausdrücklich von Kanonikern gesprochen wird. Seit dieser Zeit häufen sich derartige Nennungen, und im Jahre 931 einigt sich der Dekan des Domkapitels mit jenem von St. Peter über die Nutznießung eines gemeinsamen Gutes. Schieffer bemerkt mit Recht, daß man aus dieser Traditionsnotiz die allmähliche Differenzierung zwischen dem Bischofsgut und dem Sondergut der beiden Kirchen (St. Peter und des Domkapitels) erkennen kann. Er geht allerdings von der heute widerlegten Voraussetzung aus, daß St. Peter bereits zur Zeit des hl. Bonifatius, also noch in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, die Benediktinerregel angenommen habe. Während bis zum heurigen Jahr die Meinung vorherrschte, daß ein Brief Alkuins an den Salzburger Erzbischof Arn aus dem Jahre 799 den ersten sicheren Hinweis auf die Benediktinerregel in St. Peter enthalte, haben die jüngsten Forschungen von Josef Semmler gezeigt, daß St. Peter frühestens in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein Benediktinerkloster geworden ist. Diese Erkenntnis muß auch bei der Frage nach der Entstehung eines Domkapitels entsprechend berücksichtigt werden. Wahrscheinlich bot erst die Übernahme der Benediktinerregel und der damit verbundene Rückzug aus vielen Aktivitäten außerhalb des Klosters, wie der Slawenmission, die mit einer strengen *stabilitas loci* nicht vereinbar war, den Anlaß, daß neben dem benediktinischen Mönchskonvent auch eine Gemeinschaft von Kanonikern entstand, die speziell auf den Dom ausgerichtet war. Obwohl für das späte 9. Jahrhundert die Quellen weitgehend fehlen – worauf Schieffer mit Recht hinweist –, wird man nach diesen Erkenntnissen die Anfänge des Salzburger Domkapitels eher in den Beginn des 10. Jahrhunderts als in das 9. Jahrhundert setzen können. Zu bedenken ist auch, daß im Zuge der Salzburger Domgrabungen vor der Zeit Erzbischof Konrads I. (1107–1146), der für das von ihm regulierte Domkapitel ein dreigliedriges Domkloster an der Südseite des Domes errichten ließ, kein spezieller Bau für das Salzburger Domkapitel nachgewiesen ist. Vielleicht darf man in Zukunft auch von den Forschungen Karl Schmidts zum Verbrüderungsbuch von St. Peter neue Erkenntnisse erwarten.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, alle Vorzüge der Arbeit von Schieffer zu würdigen. Er behandelt nach den gallofränkischen Voraussetzungen die einzelnen Bischofssitze und Kathedalkongregationen in Deutschland bis zum Ende der Karolingerzeit, stellt dann die Bedeutung der Aachener *Institutio Canoniorum* des Jahres 816 heraus und wendet sich abschließend der wirtschaftlichen Verselbständigung der Domkirchen zu. Neben der klaren Gliederung der Arbeit ist die Zusammenfassung, die jeweils am Ende der größeren Abschnitte geboten wird, eine wertvolle Hilfe für den Leser. Die Arbeit von Schieffer wird damit auch in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden bleiben, der sich mit frühmittelalterlicher Kirchengeschichte befaßt, und von ihr werden auch alle künftigen Forschungen auf diesem Gebiet auszugehen haben.

Heinz Doppsch

Andreas Kusternig, *Erzählende Quellen des Mittelalters. Die Problematik mittelalterlicher Historiographie am Beispiel der Schlacht bei Dürmerut und Jedenspeigen 1278*. Böhlau Studien-Bücher, Hermann-Böhlau Nachf. Wien-Köln 1982. 195 S., 8°.

Andreas Kusternig hat es sich zur Aufgabe gemacht, am Beispiel der Entscheidungsschlacht zwischen Rudolf von Habsburg und Přemysl Otakar II. von Böhmen im Jahre 1278 ein Studienbuch über erzählende Quellen des Mittelalters zu schreiben. Er zieht für dieses Ereignis insgesamt sieben erzählende Quellen heran, die ausschnittsweise wiedergegeben, ins Deutsche übersetzt und interpretiert werden. Es sind dies die Salzburger *Annales sancti Rudberti Salisburgenses*, die *Continuatio Vindobonensis*, die *Historia annorum 1264–1279* des Gutolf von Heiligenkreuz, das *Chronicon Colmariense*, die *steirische Reimchronik* des Otacher oûz der Geul, das *Buch wahrer Geschichten* des Johannes von Viktring und die *Annales Otakariani*. Der Verfasser leitet das Buch mit einem sehr knappen, aber prägnanten historischen Überblick über die Herrschaft Otakars in Österreich, seinen Gegensatz zu Rudolf von Habsburg und die Zeit bis zur Entschei-

dungsschlacht ein. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Kusternig für die Schlacht bei Dürnkrut selbst der beste Fachmann ist. Er hatte diesem Thema seine Dissertation und auch schon vorher seinen ausführlichen Beitrag in den Ottokar-Forschungen (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 1978/79) gewidmet. Auch die gesamte Zeit der Herrschaft Otakars in Österreich hat er im Rahmen der wissenschaftlichen Schriftenreihe Niederösterreichs (Band 34, 1978) überblicksmäßig behandelt. Trotz dieser unbestrittenen Verdienste mutet es merkwürdig an, wenn im Vorwort als Möglichkeit zu einer Vertiefung nur auf die „im Literaturverzeichnis genannten einschlägigen Arbeiten des Verfassers und die Regesta Imperii“ verwiesen wird. Immerhin hat Kusternig selbst auch in seinem historischen Überblick sehr viel aus den grundlegenden Arbeiten von Max Weltin zu dieser Epoche geschöpft, so daß zumindest auch jene hätten genannt werden müssen.

Kusternig setzt sich im folgenden Kapitel sehr ausführlich mit der Eigenart historiographischer Überlieferung auseinander. Dieser Abschnitt enthält nicht nur viele wichtige Details zu den in diesem Buch behandelten erzählenden Quellen, sondern auch grundsätzliche Bemerkungen zur mittelalterlichen Geschichtsschreibung. Er rechtfertigt es auch, daß der gesamte Band, der nur der Schlacht bei Dürnkrut gewidmet ist, den anspruchsvollen Titel „Erzählende Quellen des Mittelalters“ trägt. Zweifellos kann man auch diesen grundsätzlichen Überlegungen Kusternigs fast durchwegs beipflichten. Wer den Band aber wirklich als Studienbuch verwenden will, wird dennoch manches vermissen. So geht der Verfasser auf die traditionellen Begriffe Annalistik und Chronistik nur in einer Fußnote der Vorbemerkung ein, wo er sich auf die Feststellung beschränkt, daß diese Einteilung grundsätzlich immer noch gültig ist, „im Untersuchungszeitraum aber diese *genera* jedenfalls kaum eine Quelle hinreichend charakterisieren können“.

Wenn man das Beispiel der Salzburger Annalen heranzieht, die eine der verlässlichsten und ausführlichsten Darstellungen bieten, so wird man Kusternig sicherlich beipflichten können, daß für die Schlacht bei Dürnkrut zwischen dieser Quelle und der *Historia anorum* des Gutolf von Heiligenkreuz kein gravierender Unterschied besteht. Dabei wird aber zweifellos übersehen, daß die Darstellung der Schlacht bei Dürnkrut innerhalb der Salzburger Annalen eine ausgesprochene Sonderstellung einnimmt, die in der tragenden Rolle des Erzbischofs Friedrich von Salzburg als dem treuesten Parteigänger Rudolfs von Habsburg begründet ist. Gerade diese Schlachtendarstellung kann keinesfalls als ein für die Salzburger Annalen signifikanter Teil betrachtet werden. Es wäre daher zweifellos notwendig gewesen, auf die Sonderstellung dieser Passage innerhalb der Salzburger Annalistik hinzuweisen. Besonders für ein Studienbuch schiene es trotz aller neuen Erkenntnisse notwendig, die Unterscheidung von Annalistik und Chronistik nicht mit einer Fußnote abzutun, sondern den Studierenden, an den sich das Buch ja in erster Linie wendet, mit der herkömmlichen Einteilung der erzählenden Quellen genauer vertraut zu machen. Auch wenn gerade für die Darstellung der Schlacht zwischen den annalistischen und den chronistischen Quellen – sofern man von der nicht unerheblichen Frage nach dem Verfasser absieht – tatsächlich kein großer Unterschied besteht, so darf nicht übersehen werden, daß für die Jahrzehnte vorher dieser Unterschied sehr deutlich zu fassen ist. Es wäre deshalb sinnvoll gewesen, dem Leser zuerst jene Gründe darzulegen, die zur traditionellen Unterscheidung dieser beiden Quellengattungen geführt haben, um dann auf die besonderen Umstände einzugehen, die für das hier behandelte Ereignis eine weitgehende Angleichung der beiden Quellengattungen gebracht haben.

Dieser Hinweis ist nicht als Kritik, sondern als grundsätzliche Überlegung gedacht. Der Charakter eines Studienbuches sollte Anlaß sein, dem Leser auch jene Begriffe zu erläutern, die dem Fachgelehrten selbstverständlich anmuten. Ansonsten ist die Arbeit Kusternigs zweifellos positiv zu beurteilen. Die zweisprachige Ausgabe macht die herangezogenen Quellen auch den mit dem Mittellatein weniger vertrauten Lesern zugänglich, und die Übersetzung vereinigt Sorgfalt und gute Lesbarkeit. In seinen Erläuterungen zu den ausgewählten Quellenbeispielen faßt Kusternig auch jene neuen Erkenntnisse zusammen, die sich gegenüber der maßgeblichen Edition in den *Monumenta Germaniae Historica* ergeben haben.

Intensiv setzt sich Kusternig auch mit der steirischen Reimchronik auseinander, wobei

er aber im Text nur einen kurzen Auszug über den entscheidenden Flankenangriff des verborgenen österreichischen Reservekontingents unter der Führung des Ulrich von Kapellen bringt. Im Anschluß daran wirft er die Frage auf, ob der Reimchronist alle an dieser Stelle mitgeteilten Details nur aus dem *Chronicon Colmariense*, das offenbar sein unmittelbares Vorbild gewesen ist, bezogen hat, oder ob man darin auch eine andere eigenständige Überlieferung erblicken kann. Angesichts der gegenüber der Colmarer Chronik doch wesentlich vermehrten Fülle an Details scheint diese zweite Möglichkeit einer eigenständigen Überlieferung nicht ausgeschlossen zu sein. Warum Kusternig bei aller gebotenen Kürze aus der Reimchronik nicht zumindest noch die Schilderung über das Ende Otakars gebracht hat, bleibt unverständlich. Immerhin wird gerade in der Reimchronik auf den Tod des Seifried von Mahrenberg als das Motiv der persönlichen Rache Bezug genommen, und Kusternig verweist ja selbst in seiner Einleitung auf Offo von Emmerberg als den wahrscheinlichen Mörder des Königs.

Diese Überlegungen zeigen aber auch einen anderen besonderen Wert von Kusternigs Arbeit. Seit Oswald Redlichs großer Monographie über Rudolf von Habsburg galt dieser König als für die Wissenschaft „erledigt“. Auch die jüngsten Arbeiten haben sich mehr mit der Persönlichkeit, den Leistungen und dem Schicksal seines großen Gegners Otakar von Böhmen als mit Rudolf befaßt. Die vorliegende Arbeit wird für viele interessierte Leser Anlaß sein, sich selbst unmittelbar aus den Quellen heraus ein Bild von der Auseinandersetzung der beiden Könige zu machen.

Heinz Dopsch

Wilhelm Wadl, Geschichte der Juden in Kärnten im Mittelalter. Mit einem Ausblick bis zum Jahre 1867. Das Kärntner Landesarchiv, hg. von der Direktion des Kärntner Landesarchivs Bd. 9, Verlag des Kärntner Landesarchivs, Klagenfurt 1981. 249 S., 8°.

Wilhelm Wadl hat sich in diesem Band, der als Hausarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung entstanden ist, die Aufgabe gestellt, die Geschichte und die Bedeutung der Juden in Kärnten bis zu ihrer Vertreibung im Jahre 1496 darzustellen. Daran schließt sich ein Ausblick bis zum Jahre 1867, da nicht das Toleranzpatent Josefs II. vom Jahre 1782, sondern erst das Staatsgrundgesetz von 1867 den Juden wieder Zugang nach Kärnten verschaffte.

Im ersten Teil seiner Arbeit bietet Wadl einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der Juden in Kärnten. Nachdem er mit den wichtigsten Quellen und der Literatur vertraut gemacht hat, wobei er mit Recht an der stark übertriebenen Arbeit Adolf Altmanns über die Salzburger Juden Kritik übt und die Bedeutung des Aufsatzes von Herbert Klein „Zur Geschichte der Juden in Salzburg“ hervorhebt, behandelt er die Frühzeit der Juden in Kärnten. Zu den ersten Judengemeinden zählte neben jenen von Völkermarkt und Villach die Judengemeinde der Stadt Friesach, deren Stadtherr der Erzbischof von Salzburg war. Nach einer Blütezeit im 13. und 14. Jahrhundert kam es im 15. Jahrhundert zu einer allmählichen Verdrängung der Juden aus dem großen Geldgeschäft und 1496 zur Ausweisung der Juden aus Kärnten. Daran war einerseits der Landesverweser Veit Welzer, andererseits König Maximilian I., der daraus einen doppelten Gewinn zog, maßgeblich beteiligt. In Friesach hatte es freilich schon seit der Vertreibung des Jahres 1404 keine Judengemeinde mehr gegeben. Erzbischof Leonhard von Keutschach hat als einer der letzten Fürsten dieser Zeit die Juden – ebenfalls auf Drängen Maximilians I. – 1498 aus dem Erzstift Salzburg ausgewiesen.

Im zweiten Abschnitt seiner Arbeit gibt Wadl einen Überblick über die jüdischen Erwerbsquellen. Dabei wird die überragende Rolle der Juden im Geldwesen deutlich gemacht. Von besonderem Interesse für Salzburg ist die Tatsache, daß die Erzbischöfe selbst vom 13. Jahrhundert bis in die 80er Jahre des 14. Jahrhunderts immer wieder bei jüdischen Gläubigern Geld aufgenommen haben, wobei sie ihre eigenen Juden in Salzburg, Friesach und Pettau bevorzugten. Auf diese konnten sie wohl auch einen entsprechenden Druck bei der Festlegung der Zinssätze und der Rückzahlungsmodalitäten ausüben.

Den Juden der Salzburger Erzbischöfe wird im dritten Teil der Arbeit, in dem Wadl die einzelnen jüdischen Gemeinden in Kärnten behandelt, breiter Raum gewidmet. Die

bedeutendsten Salzburger Judengemeinden bestanden nicht in der Landeshauptstadt, sondern in Pettau und Friesach. In Pettau ist der Jude Izzert als einer der wichtigsten Geldgeber an den Salzburger Erzbischof, aber auch an die Grafen von Cilli und Ortenburg bekannt. Das Pettau Stadtrecht, das im Jahre 1376 aufgezeichnet wurde, enthält eine ganze Reihe von Bestimmungen über den Kreditverkehr und die Juden. Für die Landeshauptstadt Salzburg hat Herbert Klein aufgrund von Analogieschlüssen angenommen, daß es bereits im 11. und 12. Jahrhundert eine Judengemeinde gegeben habe. Umfangreicher und wichtiger als die Zeugnisse über die Salzburger Judengemeinde sind hingegen jene, die aus Friesach überliefert sind. Schon der Name Judendorf bei Friesach deutet darauf hin, daß dort bereits im 12. Jahrhundert eine Judengemeinde bestand. Wadl verfolgt nicht nur das Schicksal dieser Judengemeinde bis ins letzte Detail, sondern bietet auch eine sehr sorgfältige Darstellung der drei jüdischen Familien in Friesach.

Am bedeutendsten war zweifellos die Familie des Juden Haeslein von Friesach, dessen Vater Mordechai wahrscheinlich aus Murau zugewandert war. Haeslein selbst lebte zunächst in Friesach, dann in Murau und Judenburg und kehrte 1360 wieder nach Friesach zurück. Seine Nachkommen waren dort noch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts ansässig und verfügten über ein ansehnliches Vermögen. Auch über die Familien des Juden Nachman von Friesach, dessen Vater Höschel aus Judenburg stammte, kann Wadl eine Fülle von Details beibringen. Nachmans Söhne Maerchl und Efferlein sind von Friesach nach Wien übersiedelt, das damals überhaupt einen starken Zuzug von Juden aufwies. Nicht ganz so umfangreich sind die Quellen zur Geschichte des Friesacher Juden Abrech und seiner Familie. Immerhin schuldeten allein im Jahre 1357 die Schenken von Osterwitz dem Juden Abrech die enorme Summe von 2277 fl., aber auch Bischof Paul II. von Gurk, der dann nach Freising transferiert wurde, war bei ihm schwer verschuldet.

Im abschließenden Ausblick zeigt Wadl die Gründe auf, warum Juden zwar seit 1783 die Klagenfurter Märkte besuchen durften, ihnen eine dauernde Niederlassung aber bis 1867 verwehrt blieb. Die Arbeit von Wadl bringt auch für die Geschichte Salzburgs eine Fülle neuer und wichtiger Erkenntnisse. Sie ist darüber hinaus vom Methodischen her ein Musterbeispiel überaus sorgfältiger und exakter Geschichtsforschung in der Tradition der Wiener Schule der Mediävistik. Alle für dieses Thema zur Verfügung stehenden Quellen wurden bis ins letzte Detail ausgeschöpft, ohne daß der Autor jedoch so wie manche andere Historiker, die sich mit der Geschichte der Juden befaßt haben, in haltlose Hypothesen verfällt. Wilhelm Wadl kann man zu dieser gut gelungenen Erstlingsarbeit nur gratulieren und gleichzeitig hoffen, daß sein Werk auch zum Vorbild für andere Arbeiten auf dem Gebiet der Kärntner Geschichte werden möge.

Heinz Doptsch

Siedlung, Macht und Wirtschaft: Festschrift Fritz Posch zum 70. Geburtstag. Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Bd. 12, hg. v. *Gerhard Pferschy*, Graz 1981. 641 S., 8°.

Die Festschrift für den Nestor der Siedlungsgeschichte, den ehemaligen Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs, Fritz Posch, zeigt das landesgeschichtliche Forschungsgebiet in seiner ganzen Breite. Die 58 Beiträge auf 641 Seiten befassen sich – bei nur einer Ausnahme – durchwegs mit der Landesgeschichtsforschung, wobei der repräsentative Querschnitt von der Ur- und Frühgeschichte bis zu Energieproblemen des 10. Jahrhunderts reicht und die Stadtgeschichtsforschung ebenso einbezogen wird wie – bei der Grenzlage der Steiermark verständlich – die Kriegsgeschichte. Besondere Beachtung verdienen die methodischen Überlegungen zur historischen Landeskunde und zum Problem einer Gesamtdarstellung der Geschichte Österreichs. Geographisch reichen die Beiträge – ebenso wie die Herkunftsorte der Autoren – weit über die Steiermark und über den ganzen Ostalpenraum hinaus, wobei offensichtlich ein eigenes Anliegen darin bestand, die südlichen Nachbarländer der Steiermark in größerem Umfang zu Wort kommen zu lassen.

Zwei Arbeiten sind für die Salzburger Landesgeschichte von größerer Bedeutung: In seinem Beitrag: *Rihni, Graf Otokar von Leoben und Erzbischof Odalbert von Salzburg* versucht Carl Plank, verschiedene Personen innerhalb der Familie der sogenannten

Aribonen bzw. in deren Umkreis zu identifizieren. Wie das auf nahezu alle mittelalterlichen genealogischen Arbeiten zutrifft (und von den Autoren wohl auch liebevoll als Tradition gepflegt wird), ist der außerordentlich spröde Text nur sehr schwer zu lesen. Die Ergebnisse zu werten, sieht sich der Rezensent außerstande. Das trifft auch auf die manigfachen kritischen Bemerkungen zu, die Plank gegenüber der Institutsarbeit von H. Dopsch vorbringt, obwohl die späte Einsichtnahme in diese Arbeit für Plank „... Anlaß für Umarbeitung und Einarbeitung ...“ war (S. 77, Anm. 3).

Unter dem Titel *Eigenkirche und Salzburger Mission* beschäftigt sich Karl Amon, der Ordinarius für Kirchengeschichte an der Grazer Theologischen Fakultät, mit der untersten Organisationsebene der Salzburger Diözese in karolingischer Zeit. Der Verfasser kann zeigen, daß es die Salzburger (Erz-)Bischöfe verstanden, das Instrument der Eigenkirche in ihrem Sinn zu gebrauchen. Durch das umfangreiche Erwerben solcher Kirchen konnte die Grundlage für ein festgefügtcs Pfarrnetz geschaffen werden, das lediglich im pannonischen Missionsgebiet durch den Ungarnsturm wieder verschwand, sich im Alpenraum jedoch als sehr dauerhaft erwies. So wird es auch zutreffen, daß dieses frühzeitige Hinausdrängen des laikalen Elementes aus der kirchlichen Organisation mit Hilfe der bischöflichen Eigenkirchen in der Erzdiözese Salzburg die Konflikte im Gefolge der Reformen des 11. Jahrhunderts nicht mit jener Schärfe aufbrechen ließ, wie das in anderen Diözesen der Fall war. Fritz Koller

*

Auf die von Carl Plank vorgetragene Kritik an meiner ungedruckten Staatsprüfungsarbeit über die Aribonen (Wien 1968) soll hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Es fällt immerhin auf, daß Plank eine Reihe weiterer Arbeiten, in denen ich mich mit demselben Thema befaßt habe, und die gedruckt vorliegen, entweder nicht zur Kenntnis nimmt oder wie jene über *Gewaltbote und Pfalzgraf in Kärnten* in der Festschrift für Wilhelm Neumann (Carinthia I, 1975) nicht mit dem Titel zitiert. Auch meine umfangreiche Abhandlung über *Die steirischen Otokare – zu ihrer Herkunft und ihren dynastischen Verbindungen* in: „Das Werden der Steiermark – Die Zeit der Traungauer“, hg. von Gerhard Pfersch, Graz 1980, die den letzten Stand der Forschung darstellt, hat er ignoriert.

Umso bedauerlicher ist es, daß die Kritik von Plank von ganz falschen Angaben und Zitaten aus meiner ungedruckten Staatsprüfungsarbeit ausgeht. So bietet er am Ende seines Beitrages (S. 80) eine angebliche Stammtafel von mir über die Verwandtschaft von Aribonen und Sighardingern und bringt darunter eine von ihm „richtiggestellte“ Stammtafel. Wer sich die Mühe macht, die betreffende Stammtafel in meiner Staatsprüfungsarbeit (S. 35, nicht S. 102, wie Plank angibt) aufzuschlagen, wird unschwer feststellen können, daß dort die von Plank „verbesserte“ Stammtafel dargestellt ist, während es sich bei jener Stammtafel, die Plank mir zuschreibt und die er so heftig kritisiert, um eine Erfindung des Autors selbst handelt. Leider ist diese Vorgangsweise, Details aus meiner ungedruckten Arbeit angeblich zu zitieren und hernach zu verbessern, in Wirklichkeit aber Stellen zu bringen, die so in meiner Arbeit gar nicht vorkommen, immer wieder festzustellen. So behauptet Plank unter anderem, daß ich den Görzer Besitz zu Eberstein im Görttschitztal mit Ebersdorf an der Donau verwechseln würde (S. 67). In meiner Arbeit wird Ebersdorf an der Donau überhaupt nicht erwähnt, sondern ich weise an dieser Stelle gerade auf Eberstein als eine der wichtigsten Herrschaften der Görzer im Görttschitztal hin. Wie der Leser leicht feststellen kann, widerspricht sich Plank übrigens an dieser Stelle selbst, da der Text seiner Fußnote mit den im Haupttext mitgeteilten Fakten gar nicht übereinstimmt.

Anhand genauer Belegstellen habe ich den Nachweis versucht, daß Pfalzgraf Aribio I., der Gründer des Klosters Seeon, durch seine Ehe mit Adala, der Tochter des Pfalzgrafen Hartwig von Bayern, diesem als Pfalzgraf im Amte gefolgt ist. Diese These ist inzwischen allgemein anerkannt worden, unter anderem auch von dem bekannten bayerischen Genealogen Wilhelm Störmer. Auch hier versucht Plank eine völlige Entstellung meiner Erkenntnisse, widerspricht sich aber dabei so klar, daß es jedem aufmerksamen Leser auffal-

len muß. Sein diesbezüglicher Satz lautet: „Für H. Dopsch ist der getreue Aribo, Empfänger des Königsgutes bei St. Veit »natürlich« Pfalzgraf Aribo II. († 1000) und »Schwiegersohn« Pfalzgraf Hartwigs (977), dies obwohl bisher noch kein einziger Forscher auch nur versucht hatte, dem Gründer von Seon einen Bruder Hartwig anzureihen.“ Erstens handelt es sich nicht um Pfalzgraf Aribo II., sondern um den I., wie schon aus dem Todesdatum 1000 hervorgeht, und zweitens verwechselt Plank offenbar die Bedeutung von Schwiegersohn und Neffe. Es ist bezeichnend, daß Plank selbst eine Seite vorher Aribo als Gatten der Adala und damit als Schwiegersohn des Gewaltboten Hartwig bezeichnet, also genau jenes Verwandtschaftsverhältnis von mir übernimmt, das er mir auf der folgenden Seite zum Vorwurf macht.

Völlig unzutreffend ist auch die Kritik an Heinrich Appelt und mir, die sich gegen eine angebliche Ämterkumulierung in der Hand des bayerischen Pfalzgrafen Hartwig wendet. Ich habe, gestützt auf eine Vielzahl von Einzelnachweisen, die Gleichsetzung des bayerischen Pfalzgrafen Hartwig mit dem gleichnamigen Gewaltboten in Kärnten vertreten, und auch diese These ist inzwischen allgemein anerkannt worden. Alles weitere, was Plank hinzufügt, ist seine eigene Erfindung, darunter auch die Behauptung, Hartwig wäre gleichzeitig Pfalzgraf in Bayern und Kärnten gewesen. In Kärnten hat es zu dieser Zeit überhaupt keine Pfalzgrafen gegeben.

Diese Beispiele mögen genügen. Hätte Plank jene Arbeiten von mir zitiert, die gedruckt vorliegen, so hätte sich jeder Leser von der entstellenden Vorgangsweise des Autors selbst ein Bild machen können. Wenn man jedoch aus einer ungedruckten Arbeit zitiert, in die sich ein breiter Leserkreis nur schwer Einblick verschaffen kann, sollte man selbst in vorgerücktem Alter noch sehr genau vorgehen. Die von Herrn Plank vorgebrachte Art der Kritik, die nur als unseriös bezeichnet werden kann, muß deshalb mit aller Schärfe zurückgewiesen werden.

Auf die Arbeit von Plank selbst einzugehen, erübrigt sich, da er für alle neuen und wichtigen Behauptungen den Nachweis schuldig bleibt. Die von ihm angewandte Arbeitsmethode, die meist mit haltlosen und unbewiesenen Hypothesen arbeitet, ist Gott sei Dank seit Jahrzehnten nicht mehr üblich. Die Stammtafel am Schluß seiner Arbeit vermittelt von dieser Art einer „illusionistischen Genealogie“ ein deutliches Bild. H. D.

Die Bauernkriege und Michael Gaismair. Protokoll des internationalen Symposiums vom 15. bis 19. November 1976 in Innsbruck-Vill, hg. von Fridolin Dörner (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs Bd. 2), Innsbruck 1982.

Die Reihe der wissenschaftlichen Tagungen, die dem großen deutschen Bauernkrieg 1525/26 gewidmet waren, wurde im November 1976 mit einem Symposium in Vill bei Innsbruck beschlossen, das sich mit der Person des großen Tiroler Bauernführers Michael Gaismair befaßte. Da sich die bedeutendsten Fachgelehrten aus Ost und West an dieser Tagung beteiligten, wurde es sehr bedauert, daß sich die Publikation der Ergebnisse jahrelang verzögerte. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß in Verbindung mit dem 450. Todestag von Michael Gaismair, der am 15. April 1532 von den Häschern Ferdinands I. in Padua ermordet wurde, der Band doch noch erscheinen konnte. Die zahlreichen Beiträge bringen eine Fülle von neuen Erkenntnissen und Wertungen zur Person Gaismairs, zur Geschichte Tirols, zeigen aber auch, wieviel trotz der großen Arbeit von Josef Macek auf diesem Gebiet noch zu forschen ist. Eine Biographie, die Gaismair gerecht wird und den Ansprüchen der modernen Geschichtsschreibung genügt, fehlt auch nach dem Erscheinen der Werke von Jürgen Bücking und Walter Klaassen (1978).

Im Mittelpunkt des Interesses stand vor allem Michael Gaismairs Landesordnung für Tirol, die er 1525 verfaßt hat. Von der traditionellen Geschichtsschreibung des Westens wurde diese Landesordnung bisher meist als utopisch beurteilt, da sie an den tatsächlichen Zuständen eines hoch entwickelten Landes wie Tirol, dessen Wirtschaft vor allem durch den blühenden Bergbau und den regen Handel getragen wurde, vorüberging. Ihre Verwirklichung hätte – sofern überhaupt möglich – für Tirol einen Rückschritt bedeutet. Demgegenüber wird vor allem von den Historikern der DDR Gaismairs Landesordnung heute sehr hoch eingeschätzt und als der einzige konkrete Entwurf für eine Neuordnung

der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse nach einem etwaigen Sieg der „frühbürgerlichen Revolution“ beurteilt.

Mit dem Salzburger Bauernkrieg beschäftigen sich speziell zwei Beiträge. Karl-Heinz Ludwig aus Bremen vergleicht unter dem Titel *Sozialemanzipatorische, politische und religiöse Bewegungen 1524–1526 im Montanwesen des Ostalpenraumes* die unterschiedliche Haltung von Gewerken und Bergleuten im Tiroler Bergbaurevier Schwaz, im Salzburger Bergbauzentrum Gastein-Rauris und in der steirischen Bergstadt Schladming. Für Salzburg arbeitete er vor allem den entscheidenden Anteil der Großgewerken Martin Strasser, Martin Zott und Erasmus Weitmoser an der Erhebung des Jahres 1525 heraus. Das Motiv der Gewerken sieht Ludwig vor allem in dem Wunsch nach einem größeren Wirtschaftsraum, der ihnen bei der Vereinigung mit Tirol und Kärnten unter habsburgischer Herrschaft günstigere Bedingungen geboten hätte. Die Beweggründe im einzelnen bedürfen allerdings noch einer Klärung. Auffallend war es jedenfalls, daß sich gerade die Großgewerken und auch ihr Nachfolger, Kaspar Praßler, relativ bald von der Erhebung zurückzogen. Nur Michael Gruber, ein Gewerke aus dem Brixental, blieb bis zum Ende des 1. Salzburger Bauernkriegs der oberste Feldhauptmann der Aufständischen.

Beim Beginn der erneuten Erhebung im Frühjahr 1526 standen Knappen und Gewerken auf seiten des Erzbischofs. Sie mußten von den Aufständischen mit Gewalt gezwungen werden, nicht dem Landesfürsten, sondern ihnen Beistand zu leisten. Die Bergknappen, mit denen Gaismair nach der Niederlage seines Kampfgefährten Peter Paßler über den Rauriser Tauern nach Tirol abzog, stammten nur zum geringen Teil aus Gastein und Rauris, in der Mehrheit aber aus dem zerstörten Schladming. Ludwig kommt zu dem Schluß, daß „die Bergleute in Gastein und Rauris eine Bergwerksgesellschaft bildeten, die sich ohne eigene Führung territorialstaatlichen Eingriffen in den Bergbau entgegenstellte und dabei letztlich den Kampfmethoden und -zielen der großen Gewerken folgte“.

Heinz Doppsch behandelt in seinem Beitrag den *Salzburger Bauernkrieg und Michael Gaismair*. Im ersten Teil werden die historischen Voraussetzungen untersucht, darunter vor allem die Bedeutung der Stände und die ersten Bauernunruhen in den Jahren 1462/63. Für den Salzburger Bauernkrieg 1525 wird besonders herausgestellt, daß die Hinrichtung des Bauernsohnes Hans Stöckl und seines Gefährten, die einen verurteilten Prädikanten gewaltsam befreit hatten, nur den äußeren Anlaß für die Erhebung bot. Der Aufstand selbst war von den Gewerken aus Gastein und Rauris offenbar schon länger vorbereitet worden und wurde am 24. Mai 1525 am Silberpfennig bei Badgastein förmlich ausgerufen. Während der Verlauf des 1. Bauernkrieges vor allem durch die Arbeiten von Köchl und Hollaender eingehend untersucht war, kann anhand neuer Quellen die Rolle der geflüchteten Schladminger Bergknappen und die steigende Empörung in den Gebirgs-gauen nach dem ergebnislosen Sonderlandtag im Oktober 1525 deutlich gemacht werden.

Für den „Pinzgauer Bauernkrieg“ des Jahres 1526 können zunächst anhand von Innsbrucker Quellen neue Details zum Schicksal des Bauernführers Michael Gruber, der dann in die Dienste des Erzbischofs und später des Schwäbischen Bundes trat, beigebracht werden. Von besonderer Bedeutung scheint der ebenfalls aus Innsbrucker Quellen gewonnene Nachweis, daß der Pinzgauer Bauernkrieg keine bodenständige Bewegung, sondern ein Teil von Gaismairs großangelegtem Feldzugsplan gegen Tirol war. Gaismairs Mitstreiter Stoffl Ganner – für dessen Identität mit dem im Pinzgau tätigen und auch im Volkslied verherrlichten Bauernführer Christoph Setzenwein neue Beweise erbracht werden konnten – und Peter Paßler sind schon seit Jahresende 1525 bzw. am 22. April 1526 im Pinzgau nachzuweisen. Sie sollten vom Pinzgau aus und Gaismair selbst von Graubünden aus die Grafschaft Tirol *samentlich angreifen und correspondiern*. Erst nachdem dieser Plan durch Gaismairs Bruder Hans vorzeitig verraten war, entschloß sich Gaismair, selbst nach Salzburg zu gehen. Seine Reiseroute und der genaue zeitliche Ablauf, die gegenüber den Angaben Maceks wesentlich korrigiert werden konnten, sind auf einer eigenen Karte dargestellt. Die Ergebnisse der Arbeit werden abschließend in 12 Punkten zusammengefaßt.

Heinz Doppsch

Handbuch der historischen Stätten – Österreich II. Band, Alpenländer mit Südtirol, hg. von Franz Huter. Zweite, überarbeitete Auflage, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1978. 752 S., 5 Karten, Fürsten- und Bischofslisten.

Die erste Auflage ist in den MGSL (Bd. 106, 1966, S. 392) bereits eingehend behandelt worden. So kann die jetzige Besprechung verhältnismäßig kurz gefaßt werden. Durch die Schilderung von seit 1966 eingetretenen Ereignissen, durch neue Resultate der Forschung und endlich durch die berechtigte Tendenz, Dinge immer deutlicher zu bringen, hat sich der Umfang des Werkes beinahe verdoppelt. Bei 20 Orten wurden z. T. erhebliche Ergänzungen vorgenommen, 17 Orte sind zum ersten Mal erfaßt. Bei den Ergänzungen und Neuaufnahmen bekam die frühindustrielle Entwicklung wie Bergbau, Schmelzhütten, Eisenhandel etc. mit Recht mehr Bedeutung. Auch wurden die wenigen in der Besprechung von 1966 vorgebrachten Wünsche erfüllt, vor allem aber das mangelhafte Register, das zuvor nicht von den Bearbeitern der Ländern, sondern von dritter Seite hergestellt worden war, nun – zum mindesten was Salzburg betrifft – in Ordnung gebracht.

Die Ergänzungen und Neubearbeitungen in der Frühgeschichte und der Archäologie nahm an Stelle des verstorbenen Landesarchäologen Martin Hell der Kustos am Salzburger Museum Carolino Augusteum, Dr. Fritz Moosleitner, vor, für Mittelalter und Neuzeit an Stelle des verstorbenen Landesarchivdirektors Herbert Klein der Salzburger Univ.-Prof. Heinz Dopsch. Für Hallein lieferte Universitätsarchivar Dr. Fritz Koller Ergänzungen.

Vielleicht könnte man Wolf Dietrich, die bedeutendste Persönlichkeit unter den geistlichen Landesherren der Neuzeit, auch in diesem Rahmen näher beleuchten und zwei kleine, aber bedeutsame Ereignisse einfügen; einmal unter Schloß Moosham seine Übernachtung auf der Flucht vor den bayerischen Truppen, vor allem daß er dort trotz der gebotenen Eile – vermutlich infolge schweren Unwohlseins –, zweimal übernachtete. Ohne diese zweite Nacht hätte er mit Sicherheit die feste Stadt Gmünd in den Erbländen erreicht und wäre nicht in Gefangenschaft gefallen. Welchen Verlauf die Salzburger Geschichte dann genommen hätte, kann man sich nicht vorstellen. Die zweite Einzelheit betrifft Werfen: Daß Wolf Dietrich bei der gewaltsamen Rückführung nach Salzburg 25 Tage auf der erzbischöflichen Burg Hohenwerfen gefangengehalten wurde, ist erwähnt. Aber vielleicht könnte man noch die ergreifenden Sätze nennen, die er dort mit Rötel an die Wand kritzelte und die erst 1905 zum Vorschein kamen. Sie enden mit den Worten: *Lieb ist Leydens Anfangkh, über kurz oder langkh. W. D.* (Franz Martin, Erzbischof Wolf Dietrichs letzte Lebensjahre, 1612–1617. MGSL, Bd. 50, S. 155, Anm. 1.)

Endlich hätte man unter Aigen den Initiator und Begründer des berühmten Naturparks, den Domherrn Anton Willibald Graf Wolfegg, nennen können. (Ö.K.T. 11, 1916, S. 476; Naturpark Aigen, 1975; Festschrift für Hans Sedlmayr, 1977, S. 119–143.)

Der einzige Vorwurf, den man in bezug auf die neue Auflage machen kann, der aber nicht die einzelnen Bearbeiter betrifft, ist das Fehlen der letzten Seite der Bischofslisten. Diese war in der ersten Auflage mit 598 paginiert. Salzburg selbst ist zwar vollständig vertreten, weil Hieronymus, seit 1772 an der Regierung, bis zum Endtermin der Listen (1803) keinen Nachfolger bekam. Aber von den anderen Hochstiften fehlen 7 Fürstbischöfe! Anlaß für das Malheur war die an sich berechnete Hereinnahme des Bistums Trient. Es wäre übrigens um der Einheitlichkeit willen erforderlich gewesen, durch Verkleinerung und Verengung des Schriftbildes Platz zu schaffen, um Trient neben den sechs anderen unterzubringen, zumal die Übersicht über gleichzeitig in benachbarten Hochstiften regierende Oberhirten ein Vorteil ist und auch viel Nachschlagen erspart. Dieser durch Unachtsamkeit entstandene Fehler beeinträchtigt leider das Bild der sonst sehr sorgfältig und genau gemachten Neubearbeitung. Johannes Graf von Moys

Handbuch der historischen Stätten – Bayern, hg. von Karl Bosl (Handbuch der historischen Stätten Deutschlands Bd. 7), 3. Auflage, Alfred Körner Verlag, Stuttgart 1981.

Die dritte Auflage des Bandes Bayern in der Reihe der „historischen Stätten“ bringt eine Enttäuschung. Es wurde zwar die neue Einteilung der Landkreise in einem Anhang von 13 Seiten zum Nachschlagen berücksichtigt, aber die Karten und vor allem der Text

aus der zweiten Auflage von 1965 wurden unverändert abgedruckt. Erst „die nächste Auflage soll“, wie es im Vorwort heißt, „auf Grund einer Revision der Fakten und Texte erfolgen“.

Nach Erscheinen der ersten Auflage im Jahre 1961 war bei aller Freude über das Vorhandensein, die Brauchbarkeit und die Qualität des Werkes eine Reihe von Vorschlägen und Beanstandungen an die Redaktion herangebracht worden, die in der zweiten Auflage nur zum Teil berücksichtigt wurden. Nun sind die zahlreichen restlichen Stellen nochmals unverändert geblieben. Das herauszustellen, ist nicht Kleinkrämerei; denn Sorgfalt und Genauigkeit gehören zum Wesen eines Handbuches.

In diesem Rahmen sollen natürlich vor allem Dinge besprochen werden, die Salzburg betreffen, anschließend einige generelle Dinge, die damit ebenfalls für diesen Komplex gelten, wie Themenerfassung, Register, Listen und Stammbäume.

Als erstes sei ein bloßer Wunsch geäußert: Die Geschehnisse des Erzbistums und des Erzbistums sind so eng mit Bayern verbunden, daß eine Aufnahme der Erzbischöfe in die Bischofslisten angezeigt erscheint. Einmal hat Rupert, der „Apostel der Bayern“, mit Hilfe des agilofingischen Herzogs Theodo auf bayerischem Boden den Bischofssitz gegründet. Weiters enthielt die Erzdiözese große Teile von Oberbayern, die Kirchenprovinz sogar das gesamte altbayerische Gebiet: Oberbayern, Niederbayern und die Oberpfalz. Endlich gehörten zum Stiftsland der Rupertiwinkel mit Laufen und Tittmoning sowie die Stadt Mühldorf. Ja, Salzburg scheint beinahe wichtiger zu sein als Passau, dessen Sitz und kleines reichsständisches Territorium zwar knapp innerhalb der heutigen bayerischen Grenze liegen, dessen riesige Diözese mit den entsprechenden Mensalgütern sich aber zum größten Teil in Österreich befand.

Der nächste Punkt betrifft den Chiemseer Oberhirten. Da dieser als Weihbischof und Eigenbischof der Erzbischöfe zu den Salzburger Belangen gehört, sei hier vermerkt, daß im Artikel „Herrenchiemsee“ der Satz: „Dieser Bischof war zumeist der Generalvikar des Erzbischofs“ die Stellung des Chiemseers in keiner Weise erfaßt. Übrigens ist die Theorie, daß sich das Mönchskloster vor den Ungarneinfällen mit dem Nonnenkloster zusammen auf der Fraueninsel befand, durch Bodenuntersuchungen längst aufgegeben worden.

Weiters sei ein Anliegen vorgebracht, das schon Herbert Klein am Herzen lag: eine etwas ausführlichere Behandlung des Rupertiwinkels vor allem der dort gelegenen Stammsitze der Ugrafen- und anderer mächtiger Geschlechter.

Endlich ist (siehe Teisendorf) das Erzstift weder im Jahre 1803 Großherzogtum geworden noch zu irgendeiner Zeit gewesen. Der Ursache dieser Bezeichnung liegt eine Verwechslung zugrunde: Der depossidierte Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, wurde bei der Säkularisierung Kurfürst von Salzburg, 1805 statt dessen von Würzburg. Nach der Aufhebung des Heil. Röm. Reiches nahm er den Titel „Großherzog von Würzburg“ an und trug ihn bis zu seiner Rückkehr nach Toscana.

An der Gesamtkomposition des Werkes muß beanstandet werden, daß der Begriff „Historische Stätten“ nicht einheitlich aufgefaßt ist: Städte, Dörfer, Burgen, Klöster werden behandelt. Von den größeren Komplexen werden aber auch einige herangezogen, z. B. der Limes, der Riesgau, die Grafschaft Werdenfels, die Burggrafschaft Burgau. Viele zum Teil wichtigere große Komplexe werden ignoriert, gibt es doch uralte hochbedeutende Territorien mit einer eigenen politischen und kulturellen Geschichte, die mit der Behandlung der betreffenden Hauptorte keineswegs befriedigend erfaßt werden können, wie z. B. die Hochstiftsländer, das Land der Fürstabtei Kempten, die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth.

Wenden wir uns nun den Bischofslisten zu. Abgesehen von dem uneinheitlichen, unschönen Druck sowie dem Fehlen der Vornamen und präziser Jahreszahlen wurden die Bischöfe sehr ungünstig benannt: Die Stammnamen wurden nämlich in vielen Fällen weggelassen und lediglich die angehängten Herrschaftsorte verwendet, die meist nur als Linienbezeichnungen oder Adelsprädikate dienten, so Dornheim bzw. Rügheim ohne Fuchs, Salzburg ohne Voit, Hilgertshausen (in der Liste „Hilkertshaus“) ohne Lösch, Kapfing ohne Ecker, Giebelstadt ohne Zobel. Da sowohl im Text wie im Index –

so wie auch sonst üblich – meist die Stammnamen gebraucht werden, kann der, welcher die näheren Zusammenhänge nicht kennt, über solch einen in den Listen aufgeführten Bischof nichts Näheres erfahren. Auch ist es ärgerlich, wenn in der Liste von Augsburg nebeneinander *Schönegg* und *Schöneck* steht und es sich nicht um Bischöfe aus zwei verschiedenen Familien, sondern um Brüder handelt. Endlich erkennt man hier besonders deutlich den Mangel an Koordinierung: Die Pfälzer Wittelsbacher werden in der Freisinger Liste dreimal *bei Rhein*, in der Regensburger zweimal *Pfalz* und einmal mit dem Liennamen *Mosbach* (in der Liste „Moosbach“) benannt.

In der Stammtafel der Wittelsbacher wird z. B. Herzog Ludwig VIII. „der Höckerige“ weggelassen (auch im Text übrigens nicht gesagt, daß er seinen Vater Ludwig den Gebarteten, einen der markantesten Wittelsbacher des späten Mittelalters, mehr als anderthalb Jahre in der Burg von Burghausen gefangenhielt und daß dieser 1474 in der Veste verstarb). Weiters wird nicht erwähnt, daß Konrad von Wittelsbach nur vorübergehend Erzbischof von Salzburg war und später auf den Erzstuhl von Mainz zurückkehrte. Außerdem wird Ludwig der Bayer als *König*, Ruprecht von der Pfalz als *Kaiser* bezeichnet. Endlich wird die 1799 der Nebenlinie Birkenfeld-Gelnhausen – der die Kaiserin Elisabeth von Österreich, die letzte Königin beider Sizilien und die Königin Elisabeth von Belgien angehörten – zur Unterscheidung von der Hauptlinie verliehene ungewöhnliche Benennung als *Herzog* bzw. *Herzogin in Bayern* zweimal (S. 853 u. S. 854) falsch zitiert und damit ihrer Ungewöhnlichkeit beraubt.

Im Register wäre es besser, wenn Geschlechter, welche miteinander keine gemeinsame Abstammung haben, nicht durcheinandergewürfelt würden, wie die Landgrafen von Leuchtenberg mit den Beauharnais-Leuchtenberg, die schwäbischen Schenk von Castell mit ihren drei Fürstbischöfen von Eichstätt, die in der Liste nur durch das Wort „Kastell“ bezeichnet sind, mit den fränkischen edelfreien Castell und den ehemals kurpfälzischen Beamten Castell-Bedernau, die fränkischen Lichtenstein mit den Südtiroler Lichtenstein-Castelcorn, endlich die drei Familien, welche Wartenberg heißen.

Eine weitere generelle Kritik am Text betrifft den wechselnden Maßstab der Ausführlichkeit und der Aufnahme und Nichtaufnahme eines Ortes. Man hat die Mitarbeiter nicht genug koordiniert. So sind manche Orte überaus breit behandelt worden, wie z. B. Hengersbach, das etwa die gleiche Länge hat wie Landshut, Cham, Deggendorf, Arnstein oder Gundelfingen. Bei anderen fragt man sich, warum sie überhaupt gebracht werden, wie z. B. Ettelried und Guggenberg mit ihren fast verschwundenen Burgstätten, von denen der zweite nur „vermutlich“ Dienstmännern von Ottobeuren gehört hat. Dagegen sind wieder andere im Verhältnis zu ihrer großen Bedeutung äußerst kurz gehalten, wie z. B. Coburg oder die ehemalige Residenz-, Landes- und Universitätsstadt Dillingen. Ja, z. B. Ursberg, die älteste Niederlassung der Prämonstratenser in Deutschland und reichsständische Abtei ist seit der zweiten Auflage verschwunden (nicht aber der Hinweispfel auf Ursberg bei anderen Orten wie Holzen, Krumbach und Roggenburg), weiters sind das reichsunmittelbare Damenstift Edelstetten, 1125–1200 Benediktinerinnenkloster, und die Drei-Burgenanlage in Stein bei Traunstein mit der besterhaltenen Höhlenburg Deutschland weggelassen.

Endlich kam Berchtesgaden im Jahre 1809 nicht „wieder“ an Bayern. Der Einfluß der Wittelsbacher war zwar in der Zeit von 1595 bis 1723 übermächtig, als nacheinander drei Kurfürsten und Erzbischöfe von Köln, geborene Prinzen von Bayern, in Personalunion Fürstpropste von Berchtesgaden waren, aber das Stift blieb immer ein selbständiger Staat. Der starke bayerische Einfluß ging 1723 zu Ende, seit die Chorherren wieder einen Propst aus dem eigenen Collegium wählten.

Schließlich sei vermerkt, daß den kunsthistorischen Ausführungen ein zu großer Platz eingeräumt ist. Für detaillierte fachliche Auskünfte sind die von Fachleuten herausgegebenen Kunsthandbücher, z. B. der „Dehio“ oder der „Reclam“ geschaffen worden. Auf jeden Fall müssen aber die gegebenen Angaben stimmen. Die Ausstattung der Abteikirche von Oberelchingen ist nicht „Spätrenaissance“ (ein beliebter Ausdruck in Führern des 19. Jahrhunderts für die auf die Renaissance folgenden Stile). Die Ausstattung der Abteikirche von Ebrach ist nicht „spätbarock“. Simpert Cramer war nicht

schlechthin „der Meister der Klosterkirche von Ottobeuren“. Bei Haimhausen enthält der Satz: „In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaute der kurfürstliche Hofbaumeister Francois Cuvillies das heute stehende Rokokoschloß“ mehrere Fehler zugleich. Und das Portal der Stiftskirche von Aschaffenburg ist nicht „spätromantisch“. Hier könnte man erwidern, daß es sich nur um einen Druckfehler handle. Aber dieser erscheint auch in den späteren Auflagen.

Es würde den Rahmen sprengen, nun einzelne Fehler des Textes herauszugreifen. Doch sei zum Schluß darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur das „spätromantische“ Portal in Aschaffenburg, sondern die überwiegende Anzahl sowohl der besprochenen Fälle wie der nicht besprochenen in allen drei Auflagen zu finden sind.

Johannes Graf von Moÿ

Siedlung und Herrschaft. Studien zur geschichtlichen Landestopographie der Steiermark, Hg. Gerhard Pferschy (= Veröffentl. d. Steiermärkischen Landesarchivs 9), Graz 1979. 341 S., 17 Karten als Beilage.

Der vorliegende Band erscheint im Rahmen der 1959 in Angriff genommenen Bearbeitung einer modernen geschichtlichen Landestopographie der Steiermark, die sich wesentlich aufwendiger als anfangs angenommen erweist, und dient als Studie von allgemeinerem methodischen Interesse zur Entlastung der im Bearbeitungsstadium befindlichen Bezirksbände.

Die siedlungsgeschichtliche Forschung, die sich heute die Aufarbeitung und Rekonstruktion vollständiger historischer Landstriche zur Aufgabe macht, bekam für die Steiermark durch Fritz Posch mit seiner „Siedlungsgeschichte der Oststeiermark“ (1941) den richtungsweisenden Anstoß: denn damals wurde es Posch unter Nutzung der besitzgeschichtlich-retrogressiven und fluranalytischen Verfahren mit Verwendung der Namensforschung und der Siedlungsgeographie erstmals möglich, eine jüngere Siedlungsregion vollständig siedlungsgeschichtlich zu erheben.

Entsprechend diesem Vorbild untersucht Heinrich Purkarthofer unter „mons Predel“ (S. 1–91) die Grenzzone der alten Mark, wobei die schlechte Quellenlage und die Vielschichtigkeit der Besiedlungsvorgänge die Heranziehung fluranalytischer und patrozinienkundlicher Überlegungen notwendig machte. Dabei ist es die Kirche von Salzburg, die auch urkundlich in dieser frühen Epoche der Karolinger für das Gebiet zwischen Mur und Raab und im Raabtal als Grundherr erkannt werden konnte. Interessant etwa in Nestelbach östlich des Predelhauptkammes, das vom Erzstift an das Bistum Seckau übergegangen ist, die Person eines Konrad von Thurn, der nur ein einziges Mal in den Seckauer Lehenbüchern, ja in den steirischen Urkunden überhaupt nicht genannt wird und daher wahrscheinlich seine Hauptbesitzungen außerhalb der Steiermark hatte, so daß sich unwillkürlich ein Vergleich mit jenem Salzburger ritterlichen Ministerialengeschlecht derer von Thurn aufdrängt: es nannte sich nach St. Jakob am Thurn, leitete sich von den Lengfeldenern her, hatte im 12. Jahrhundert das Burggrafenamt inne und erlangte nach 1400 das Salzburger Erbschenkenamt; einen Konnex dabei stellt auch die besondere Vorliebe für das Jakobspatrozinium dar, denn die Kirche von St. Jakob/Thurn, die Jakobskapelle im Salzburger Dom sowie die Kirche in Nestelbach sind dem Apostel Jakob d. Ä. geweiht.

Gleichfalls angeregt durch F. Posch behandelt Karl Spreitzhofer mit dem „Paspailer Becken“ (S. 93–179), dessen Kolonisation der letzten großen, der sog. babenberghischen Rodungsepoche der Oststeiermark nach dem Wiedergewinn angehört, eine relativ geschlossene Siedlungslandschaft, die in vieler Hinsicht exemplarisch für eine kontinuierlich fortschreitende Durchsiedlung eines voralpinen Beckens ist. Herwig Ebner legt für „Mörtendorf“ im Bezirk Leoben (S. 181–189) unter Benützung der retrogressiv-besitzgeschichtlichen und fluranalytischen Methode eine Einzelstudie vor.

Dagegen geht Otto Lamprecht (†) von anderen methodischen Gesichtspunkten aus, wenn er über die Wüstungsforschung der Aufsiedlung der Randzonen ehemals geschlossener Waldungen nachspürt. Dabei läßt sich im Zusammenhang mit der Rekonstruktion der Besitzverhältnisse der „Grundherren im Grabenland“ (S. 191–304) wohl

das Herrschaftsgefüge ablesen, während dagegen die siedlungsgeschichtliche Interpretation der gesamten Landschaft einer künftigen Untersuchung vorbehalten bleiben muß. Für ersteres erscheint etwa Wiersdorf im Ottersbachtal bemerkenswert – im nördlichen Teil dieses Tales hatten die Salzburger Erzbischöfe mehrere Besitzungen –, das ein direktes Lehengut der Salzburger Erzbischöfe von hohem Alter gewesen sein muß und auf nicht überlieferte Weise in die Hand der Stubenberger gelangt ist: denn einer von diesen war Wulfing, dessen der Steirische Reimchronist gedenkt, der auch Ministeriale der Salzburger Kirche gewesen ist und sich 1247 dem Erzbischof unterwerfen muß, mit dem er als staufischer Parteigänger in Streit geraten war; die Beliehenen Walker und sein Sohn Volkmar waren als Verwalter des erzbischöflichen Gutes (Zehenthof in Graz!) nach Graz gekommen, wo sie Amtsnachfolger des reichen und angesehenen Bürgers Friedrich des Salzburgers wurden, von dem sie auch seine salzburgischen Lehengüter übernommen haben.

Michael Martischinig

Kurt Klein, Daten zur Siedlungsgeschichte der österreichischen Länder bis zum 16. Jahrhundert. Materialien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hg. von *Alfred Hoffmann, Herbert Matis und Michael Mitterauer*, Bd. 4, Wien, Verlag für Geschichte und Politik, 1980. 304 S., 8°.

Der Verfasser, der am Österreichischen Statistischen Zentralamt tätig ist, hat bereits im Jahre 1973 in dem von Heimold Helczmanovszki herausgegebenen Band „Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs“ eine Übersicht über die Bevölkerung Österreichs vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts gegeben. In der nun vorgelegten Arbeit versucht Klein, auch für das Mittelalter statistische Grundlagen für alle österreichischen Länder und insgesamt 2740 Ortschaften zu erarbeiten. Wenn der Verfasser im Vorwort selbst betont, daß diesem Band eine mehr kompilatorische als systematische Arbeit zugrunde liegt, so muß doch schon eingangs betont werden, daß dafür eine enorme Arbeitsleistung erforderlich war.

Der Verfasser gibt am Anfang eine kurze, prägnante Übersicht über die wichtigsten Quellen: Steuerverzeichnisse, Urbare und Kataster sowie Musterungsverzeichnisse. Besondere Bedeutung verdienen dann seine Ausführungen über die Ausgangsdaten. Es ist vom Methodischen her unbedingt zu begrüßen, daß Klein nicht den Versuch unternommen hat, die in den Quellen angegebenen Haushalte und Feuerstätten oder die in den Aufgebotslisten genannten Zahlen der wehrfähigen Männer auf Gesamtbevölkerungszahlen umzulegen. Die größte Schwierigkeit für die mittelalterliche und auch die frühneuzeitliche Bevölkerungsstatistik besteht nämlich in der Wahl des Faktors, mit dem von Haushalten oder Feuerstätten auf die gesamte Bevölkerung umgerechnet werden soll. Klein nennt selbst als Beispiel die Tiroler Register von 1427, bei denen die Durchschnittsgröße des Haushaltes mit 4,2 Personen errechnet werden kann. Ganz anders liegen aber die Verhältnisse in den Städten. So wurden in der Stadt Salzburg 1647 604 Häuser mit 7407 Bewohnern gezählt. Das ergibt einen Schnitt von über 12 Bewohner pro Haus. Vom Methodischen her ist deshalb Kleins Vorgangsweise, nur die Zahl der Häuser in den jeweiligen Bezirken bzw. Orten zu nennen, sicher zu befürworten.

Das Land Salzburg wird zunächst auf fünf Seiten zusammenfassend behandelt. Die sehr knappen Angaben zur Siedlungsgeschichte bieten einen klaren Überblick, enthalten aber doch eine Anzahl von Fehlern. Hier hätte der Verfasser unbedingt die Arbeit von Herbert Klein über „Besiedlung im Mittelalter“, die sowohl im Salzburg-Atlas als auch in der Klein-Festschrift publiziert wurde, heranziehen müssen. Als kleinere Irrtümer in diesem Abschnitt seien beispielsweise die folgenden genannt: Im Pinzgau wurde der sogenannte Gerstenboden um Saalfelden schon von der ursprünglichen bayerischen Besiedlung erfaßt, und es entstand nicht erst im 8. Jahrhundert eine erste Siedlungsinsel um Zell am See. Neumarkt am Wallersee reicht nicht in das 12. Jahrhundert zurück, sondern wurde erst im 13. Jahrhundert als Konkurrenzgründung gegen den Passauer Markt Straßwalchen, wo sich auch eine bayerische Maut befand, angelegt. Der alte Zentralort in diesem Gebiet war Köstendorf, das seine führende Stellung dann an das 1284 erstmals genannte Neumarkt (*novum forum*) abtreten mußte. Die Erzbischöfe haben im 12. Jahrhundert im

Flachgau keinerlei Grafschaftsrechte erworben. Erstens hat es die Bezeichnung *Flachgau* in dieser Zeit überhaupt nicht gegeben, sondern jene Gebiete, die seit der bayerischen Zeit als Flachgau und als Tennengau bezeichnet werden, gehörten zum alten Salzburgergau, der sich vom Paß Lueg im Süden bis zum Wechselberg nördlich von Tittmoning im Norden erstreckte. *Grafschaftsrechte* im Gebiet des heutigen Flachgaues haben die Erzbischöfe erst im 13. Jahrhundert von den Grafen von Plain und nach dem Ende der Grafen von Lebenau erworben. Die Erzbischöfe sind überhaupt nie *Lebensleute* der Herzoge von Bayern geworden, denn das hätte schon der in der Heerschildordnung festgelegten Hierarchie widersprochen, der zufolge weltliche Fürsten wohl Lehen von geistlichen empfangen konnten, umgekehrt aber die Belehnung von geistlichen Fürsten durch weltliche unmöglich war. Aus diesem Grunde sind alle Grafschaftsübertragungen an Salzburg entweder durch das Reich erfolgt, wie 1213 im Lungau und 1228 im Pinzgau, oder durch sehr komplizierte Verträge, wie 1230 bei der Grafschaft Lebenau, mit denen man sowohl eine Belehnung des Erzbischofs als auch eine Einschaltung des Reiches vermeiden wollte.

Klein wendet sich dann den Quellen zu und geht von der Notitia Arnonis aus. Völlig unzutreffend ist die Charakterisierung der Breves Notitiae, eines anlässlich der Erhebung Salzburgs zum Erzbistum 798 begonnenen, zweiten Güterverzeichnisses, als „Begleittext des Registers“. Mit Recht hebt Klein die Bedeutung des im Jahre 1456 anlässlich der Einführung des allgemeinen Landesaufgebotes angelegten „Anschlag des 10. Mannes“ hervor. Umso bedauerlicher ist es, daß er nach dem Hinweis auf die verlorenen Reichssteu-erlisten, über die wir durch einen – vom Verfasser allerdings nicht genannten – Aufsatz von Hans Widmann informiert sind, erst wieder Quellen für die Zeit um 1620 nennt. Dabei hat Klein übersehen, daß Karl-Heinz Ludwig in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Band 117 (1977), die Salzburger Mannschaftsauszüge von 1531 und 1541 als wesentliche neue Quellen der Bevölkerungsentwicklung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts publiziert hat. Diese Mannschaftsauszüge, zu denen es für einzelne Landgerichte auch noch die vollständigen Listen gibt, sind aus mehreren Gründen die interessanteste Quelle zur Bevölkerungsgeschichte am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Einerseits sind sie nach sozialen Ständen gegliedert, unterscheiden also auf dem Land zwischen Angessenen (Bauern), Söllhäuslern, Bestandleuten, Inwohnern, Herbergern, ledigen Gesellen, Bauernsöhnen, Knechten usw., in den Städten und Märkten zwischen Bürgern, Inwohnern, Herbergern und Dienstknechten. Andererseits liegen damit für jene Zeit, in der die „zweite Bevölkerungswelle“ ihren Höhepunkt erreichte, zwei vollständige Listen in einem Abstand von nur einem Jahrzehnt vor, so daß man daraus das enorme Bevölkerungswachstum genau verfolgen kann. Es ist deshalb sehr zu bedauern, daß Klein trotz seiner sonst sehr gründlichen Arbeitsweise gerade diese wichtigen Quellen übersehen hat. Auch die Zunahme des Bergbaus im Gasteinertal und in den anderen Revieren hätte sich aus diesen Aufstellungen gut ablesen lassen.

Trotz alledem wird man die Arbeit von Klein unbedingt positiv beurteilen müssen. Das Ortsverzeichnis von Salzburg, das für mehr als 90 Orte die erste urkundliche Nennung und dazu die Häuserzahlen im Mittelalter nennt, wird künftig für jeden, der sich mit Landesgeschichte befaßt, eine wertvolle Hilfe sein. Klein hat dazu nicht nur die eingangs genannten Quellen, sondern bisweilen auch einzelne Urkunden herangezogen. So für Anthering jene interessante Verkaufsurkunde, in der bereits 1336 insgesamt 100 Höfe im späteren Gemeindegebiet genannt werden. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß der Verfasser ganz Österreich behandelt und nicht weniger als 2740 Orte erfaßt hat. Die Arbeit von Klein wird daher trotz der aufgezählten kleineren Mängel zweifellos den Grundstein für weitere Arbeiten zur Bevölkerungsstatistik Österreichs im Mittelalter bilden.

Heinz D o p s c h

Gerhard Oberkofler, *Die Matrikel der Universität Innsbruck*, 3. Abtlg. 3. Band 1773/74–1781/82, Verlag Wagner Innsbruck 1980. LX, 210 S.

Wie aus dem Vorwort des Herausgebers, des em. o. Univ.-Prof. DDr. h. c. Franz Huter, hervorgeht, sind für die Herausgabe der Matrikel der Universität Innsbruck insge-

samt 11 Bände geplant. Mit dem vorliegenden Band ist die Edition der ersten drei Bände der Hauptmatrikel für den Zeitraum 1755/56 bis 1781/82 abgeschlossen, auch die Arbeiten am 4. Band sind bereits weit gediehen. Der Verfasser hofft, bis Ende 1984 die restlichen Bände in ihrer Editionsarbeit abzuschließen.

Aus der allzu umfangreichen Einleitung möchte ich besonders das Gehaltsnormale von 1774 hervorheben, woraus klar die Rangordnung der Fakultäten für das Staatsinteresse hervorgeht: Aufgrund ihres Jahreseinkommens von 1000 fl waren die Juristen am höchsten dotiert, ihnen folgten die Mediziner mit 900 fl jährlich, weit abgeschlagen waren dagegen die Theologen mit 500 fl jährlich. Im Kloster lebende Mönche erhielten dagegen nur 300 fl jährlich, für Professoren der Philosophie gab es keine eigene Regelung (siehe S. XXIV).

Wie Oberkoffler in seiner Einleitung schreibt, wurde 1738 ein neues Klassifikationsmodell eingeführt, welches die Studienerfolge verbessern sollte. Nach dieser neuen Einteilung gab es eine Vorzugsklasse und drei weitere Klassen.

Die soziale Hierarchie der damaligen Zeit läßt sich am besten aus der Höhe der verschiedenen Immatrikulationsgebühren erkennen (siehe S. XXVI):

Graf oder Freiherr: 4 fl 28 Xr; Ritter: 2 fl; einfacher Adeliger: 1 fl; Bürgerlicher: 30 Xr.

Laut der vorliegenden Studie war das Einzugsgebiet der Studenten zu mehr als $\frac{2}{3}$ Alt-tirol und das Trentino; auch Vorarlberg und der süddeutsche Raum stellten mit jeweils 70 Hörern eine beachtliche Gruppe von Studierenden, der Anteil der Studierenden aus Salzburg war mit nur 8 Hörern mehr als bescheiden. Ihre aktenmäßige Erfassung im Salzburger Universitätsarchiv ergab folgendes Bild:

1. Der Halleiner HIENERSBICHLER Sebastian, ein Mann von geringer Herkunft (pauper), immatrikulierte im November 1774 und belegte im Studienjahr 1774/75 das Fach Moraltheologie, ohne sein Studium je abzuschließen. Bei Virgil Redlich „Die Matrikel der Universität Salzburg“ scheint er unter der Nummer 28.127 als Rudimentist mit Immatrikulation vom 22. 12. 1768 auf (siehe S. 100).
2. JUD Ignatius aus Lofer, ein Rudimentist aus Salzburg (V. Redlich, Matr. Nr. 28291 vom 17. 12. 1769), immatrikulierte im November 1774 für eine Gebühr von 30 Xrn in Innsbruck (siehe S. 112).
3. MEILLINGER Augustinus, ein gebürtiger Mittersiller, immatrikulierte gebührenfrei am 25. 11. 1776. In der Moraltheologie erreichte er die 1. Klasse, die Prüfung aus Kirchengeschichte bestand er nicht, jene aus Morallehre aber mit sehr gutem Erfolg. Virgil Redlich führt ihn als Rudimentist unter der Matrikelnummer 27.723 vom 12. 12. 1766 an (siehe S. 133).
4. Unter den in Innsbruck immatrikulierten Salzburger Studenten sticht besonders ein Brüderpaar, die Grafen Richard und Sigismund THUN zu HOHENSTEIN, hervor. Graf Richard (Reichardus) immatrikulierte am 28. 3. 1778 um 4 fl und 24 Xr, studierte Universal- und Feudalrecht, besuchte regelmäßig Vorlesungen über das Reichsrecht, war wegen seines Fleißes bekannt und wurde nach seinem noch während des Studienjahres erfolgten Abgang in die 1. Klasse überstellt (siehe S. 53).
5. Graf Sigismund hörte ebenfalls öffentliches und feudales Recht, ferner das ius pandectarum (angewandtes Recht) sowie Kriminalrecht, erwarb jedoch keine Zeugnisse aus diesen Disziplinen. Bei Redlich stehen die Brüder unter den Nummern 29.085 und 29.086 mit Datum vom 4. 4. 1775 verzeichnet (siehe S. 53).
6. MAGNUS Franciscus, ein Taxenbacher, immatrikulierte am 25. 11. 1776 die Fächer Logik und Mathematik und scheint am 14. 8. 1771 als Rudimentist in den Salzburger Matrikeln auf (Redlich Nr. 28.658, siehe S. 125).
7. ANGERER Andreas aus Werfen war wegen seiner Armut gebührenfrei immatrikuliert worden (27. 11. 1777). Im Studienjahr 1777/78 war er Hörer der 1. Klasse in Philosophie, worin er auch das Baccalaureat erreichte (siehe S. 5). Bei Redlich scheint er unter Nr. 28.658 mit 14. 8. 1771 als Rudimentist auf.
8. KÜRCHMAR Joseph, ein gebürtiger Seekirchner, beendete in Salzburg am 12. 5. 1760 bei Dr. Johann Rodenbach die 1. Klasse des Medizinstudiums, bestand

am 14. 2. 1775 weitere Prüfungen und war 1775 in der 4. Klasse der Medizinischen Fakultät (siehe S. 49).

Zusammenfassend wäre vor allem die übersichtliche Gliederung der Matrikeledition hervorzuheben. Besonders geglückt erscheinen in diesem Zusammenhang die sehr detaillierten Tabellen über das Lehrpersonal sowie die Zahl der Studierenden während dieses Zeitraumes. Sehr zweckmäßig ist auch das Vorhandensein zweier Register zur Edition, eines für Personennamen sowie eines für die vorkommenden Ortsnamen, welche dem Benützer die Arbeit wesentlich erleichtern. Ich vermisste in diesem Zusammenhang allerdings das Vorhandensein eines eigenen Sachregisters. Richard Werner A p f e l a u e r

Friederike Zaisberger, Der Rittersaal im Schloß Goldegg, Salzburger Land. Verlag Amt der Salzburger Landesregierung – Kulturabteilung, Herstellung Alfred Winter, Salzburg 1981. 131 S. mit über 160 Farbbildern von Alfons Coreth, 8 SW-Bildern, 5 Plänen.

Salzburg ist jenes Bundesland Österreichs, das den Großteil seiner Kunst- und Kulturschätze, bedingt durch geschichtliche Eigenart und Entwicklung, in der Landeshauptstadt versammelt hat. Nur Kenner wissen um Besonderes, das auch im Lande zu finden ist, oft Denkmäler singulärer Art, die es verdienen, einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht zu werden.

Durch die Landesausstellung 1981 „Protestanten in Salzburg“ haben die zahlreichen Besucher einen besonderen Schatz Salzburgs kennengelernt, nämlich den Rittersaal des Schlosses Goldegg im Pongau. Es ist dies ein gewaltiger Raum von über 200 Quadratmetern Fläche, dessen Wände und Decke eine geschlossene malerische Dekoration, teils in Fresko, teils in Ölmalerei, aufweisen, die mit 1536 datiert ist, also aus einer Epoche stammt, die nur mehr wenige Denkmäler, vor allem in diesen Ausmaßen, erhalten hat.

Schon im Katalog zur Ausstellung hatte die Leiterin des Salzburger Landesarchivs, Dr. Friederike Zaisberger, maßgeblich an der Gestaltung der Ausstellung beteiligt, einen kurzen Abriss zur Geschichte des Schlosses gebracht, dem kurz darauf eine eigene Publikation folgte, die sich ausschließlich dem Saal, diesem hervorragenden Zeugnis der Renaissancekunst in Österreich, widmet.

Schon von Format und Aufmachung her äußerst ansprechend, bringt dieses Buch einen sehr instruktiven Textteil und überreiches Bildmaterial mit hervorragenden Farbfotos, die auf dunklem Untergrund faszinierend zur Geltung kommen.

Der erste Abschnitt des Textes berichtet mit größter Genauigkeit die Geschichte des Baues von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit, wobei ein gutes Stück Landesgeschichte mit bekannten Persönlichkeiten lebendig wird. Dieses Kapitel zeigt auch deutlich die Wertschätzung des Saales in den reichlich zitierten Quellen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, aber ebenso das Vergessen für fast ein Jahrhundert nach der Schenkung durch Kaiser Franz Josef an das Salzburger Museum 1856, als die beweglichen Teile wohl abmontiert und verpackt wurden, aber nie nach Salzburg kamen. Erst nach dem letzten Krieg begann die oft verzögerte Restaurierung und Wiederherstellung des Raumes.

Das zweite Kapitel beschreibt die gesamte malerische Dekoration und geht dabei sehr genau auf alle Einzelheiten ein. Sehr verdienstvoll, daß die Autorin etwa bei der Wappendecke nicht nur das ganze System der Quaternionentheorie erklärt, sondern auch zu den einzelnen Wappen der Adelsgeschlechter und Domherren eine Fülle biographischer Details gibt, die diese Aneinanderreihung erst lebendig machen. Ebenso weiß sie zu dem reichen Bildprogramm religiöser und höfischer Themen der Wände eine Reihe von Vorbildern und Parallelbeispielen zu bringen und kann dabei anhand der Jagdszenen auch auf die Künstlerfrage eingehen. Sie schließt sich hier, sicher mit gutem Grund, der These an, die Künstlergruppe im Kreis um Kardinal Bernhard Cles in Trient zu suchen, und belegt dies auch mit einigen Bildern, während die ältere Literatur den heimischen Maler Melchior Bocksberger mit seiner Werkstatt als Urheber der Malereien ansieht.

Die größere Hälfte des Buches ist dann den Bildern gewidmet, die in bester Qualität die gesamte Ausmalung des Saales, oft auch in Details, wiedergibt.

Bei allem Lob, das dieses schöne Werk verdient, sei doch gestattet, auf ein kleines Desideratum hinzuweisen.

So sehr man die vielen Einzelaufnahmen genießt, die man oft im Original gar nicht so gut zu sehen bekommt, so sehr vermißt man einige große Gesamtaufnahmen des Saales aus verschiedenen Blickwinkeln. Vor allem der Leser, der durch dieses Buch erst mit diesem prächtigen Interieur bekannt gemacht wird, kann sich den großartigen Gesamteindruck sicher nicht genügend vorstellen.

Und zu diesen gewünschten Bildern wäre vielleicht eine kurze kulturgeschichtliche Einordnung und Würdigung des Ensembles die logische Ergänzung. Es ist klar, daß dies fast einer eigenen Untersuchung bedürfte, aber die so symptomatische Stellung dieses Werkes an der Wende zweier Epochen könnte man ein wenig andeuten. Steinitz hat in seiner ikonographischen Untersuchung schon darauf hingewiesen, daß wir hier vom Thema her den großen Versuch haben, die religiöse, die politische und die soziale, nämlich die höfische Sphäre in eine repräsentative Einheit zu bringen. In diesem umfassenden Programm wird aber auch mittelalterliches Symboldenken mit neuzeitlichen Allegorien verbunden, Christliches mit Antikem, die vielen Vorbilder aus der deutschen Kunst, immer wieder von der Autorin erwähnt, kann man mit italienischen Beispielen ergänzen u. a. Ein näheres Eingehen auf alle diese Probleme hätte sicher den Rahmen des Buches gesprengt, aber Hinweise in dieser Richtung, wie sie ja im Hinblick auf die Klärung der Künstlerfrage gemacht wurden, hätten den hervorragenden Text mit seiner erschöpfenden Fülle historischer Fakten vielleicht noch abgerundet.

In den beiden Büchern „Renaissance in Österreich“ hat 1965 P. von Boldass dem Rittersaal nur einige Zeilen gewidmet, 1974 war es durch W. Steinböck immerhin schon eine Druckseite, der Beitrag von G. Heinz im Katalog der Ausstellung in der Schallaburg 1974 erwähnt Goldegg nur zweimal – man sieht, von einigen Spezialuntersuchungen abgesehen, führte dieses Ensemble in der österreichischen Kunstgeschichte wahrlich ein Aschenbrödeldein. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß nun durch die schöne Arbeit Friederike Zaisbergers dieses bedeutende Frühwerk der Renaissance in unserem Lande endlich so bekannt wird, wie es dies verdient.

Lore T e l s n i g

Kleines Verzeichnis der landesgeschichtlichen Forschungsstätten in den Ländern der „Arbeitsgemeinschaft Alpenländer“ (ARGE ALP), hg. von Pankraz Fried und Erwin Riedenaier, bearb. von Eduard Hanslik (Materialien zur Geschichte des bayerischen Schwaben, Heft 6), Augsburg 1982. Kommissionsverlag Schwäbische Forschungsgemeinschaft Augsburg. 194 S., 8°.

Die Herausgeber bezeichnen in ihrem Vorwort dieses Verzeichnis als einen ersten Versuch, die landeshistorischen Forschungsstätten in den Alpenländern, und zwar zunächst im Raum der ARGE ALP, zu erfassen und in einem knappen Verzeichnis bekannt zu machen. Sie sind sich durchaus bewußt, daß dieses Verzeichnis „in vieler Hinsicht unvollständig, lückenhaft, vielleicht auch fehlerhaft und ergänzungsbedürftig ist“, und bitten gleichzeitig die interessierten Leser um Vorschläge für Ergänzungen, Verbesserungen und Korrekturen. Das Verzeichnis umfaßt den Freistaat Bayern, die österreichischen Länder Tirol, Salzburg und Vorarlberg, den Schweizer Kanton Graubünden, die autonomen Provinzen Bozen-Südtirol und Trient sowie die Region Lombardei (alle Italien). Aufgenommen wurden staatliche Behörden, Akademien oder Teilinstitutionen, Archive, Bibliotheken, weitere Institute, Museen, Sammlungen, Universitätsinstitute bzw. Lehrstühle und landeskundliche Vereine.

Für Salzburg enthält dieses Verzeichnis immerhin 60 landeskundliche Forschungsstellen im weitesten Sinn, die sich auf 28 Städte und Orte des Landes verteilen. Die Angaben sind mit äußerster Sorgfalt zusammengestellt und geben keinerlei Anlaß zur Kritik. Als kleine Unstimmigkeit wäre aufzuzeigen, daß im Rahmen der Universität Salzburg das Institut für Geschichte zweimal, also in geteilter Form aufscheint, wobei zunächst die Lehrkanzel für Österreichische Geschichte (Prof. Wagner) und erst später, getrennt durch die Institute für Alte Geschichte und für Klassische Archäologie, die weiteren Lehrkanzeln für Mittelalterliche, Neuere und Neueste Geschichte sowie für Wirtschafts- und Sozialgeschichte genannt werden. Der Lehrstuhl von Frau Prof. Weinzierl ist kein Lehrstuhl für Neueste Geschichte, sondern ein Lehrstuhl für Neuere Österreichische Ge-

schichte, müßte also in dieser Zusammenstellung unter der Abteilung Österreichische Geschichte gemeinsam mit Prof. Wagner aufgeführt werden.

Derartige Kleinigkeiten vermögen aber den hervorragenden Gesamteindruck nicht zu beeinträchtigen. Wünschenswert wäre vielleicht, daß man auch die Periodica aufnimmt, die von den landeskundlichen Forschungsstätten herausgegeben werden. Ihre Zahl ist ja nicht übermäßig groß, und es wäre sicherlich eine wertvolle Ergänzung dieses Verzeichnisses, das zweifellos schon in der vorliegenden Form allen Interessierten wertvolle Dienste leisten wird. Dafür sei den Herausgebern und dem Bearbeiter herzlich gedankt.

Heinz Dopsch

Jürgen Sydow (Hg.), *Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte. Stadt in der Geschichte*, Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung Bd. 8. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1981. 214 S., 8°.

Unter dem Titel „Stadt in der Geschichte“ werden seit 1977 die Ergebnisse der Arbeitstagungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in einer eigenen Reihe vorgelegt, die inzwischen auf immerhin acht Bände angewachsen ist. Die jährlich abgehaltenen Tagungen des Arbeitskreises, in dem die in den letzten Jahren verstärkt betriebene wissenschaftliche Erforschung der Geschichte unserer Städte eines ihrer Zentren gefunden hat, behandeln, sehr oft in Längsschnitten vom Mittelalter bis zur Gegenwart, die verschiedensten Themenbereiche: Städtisches Haushalts- und Rechnungswesen oder Fragen wie Stadt und Fluß, Stadt und Universität beziehungsweise Hochschule, Bürgerschaft und Kirche standen ebenso zur Diskussion wie die Geschichte der Industrialisierung in den südwestdeutschen Städten oder der südwestdeutschen Städte im Zeitalter der Stauer.

November 1979 tagte der Arbeitskreis in Villingen, um sich in einer Reihe von Vorträgen mit der städtischen Ver- und Entsorgung zu befassen. In erfreulicher Weise relativ kurzer Zeit werden die hierbei erarbeiteten Erkenntnisse nunmehr in einem wohl ausgestatteten und durch ein Register gut erschlossenen Band im Druck vorgelegt. Exemplarisch zu nennen wären die Studien von Ulf Dirlmeier über Ver- und Entsorgung der süddeutschen Stadt des 14. und 15. Jahrhunderts beziehungsweise jene von Walter Lehnert zur Entsorgung am Fallbeispiel der Reichsstadt Nürnberg. Neben weiteren Beiträgen, etwa zur Holzversorgung (Rudolf Kieß, Stuttgart), über das Versorgungssystem mittel-slowakischer Bergstädte und der Stadt Tyrnau (Stefan Kazimír, Bratislava) oder über Umweltfragen in Altwürttemberg (Uwe Jens Wandel, Schorndorf), setzt sich eine Reihe von Vorträgen (Manfred Akermann, Heidenheim; Heinz Dopsch, Salzburg; Josef Fuchs, Villingen; András Kubinyi, Budapest; Gerhard Stuber, Ulm) gerade mit der so wesentlichen Wasserversorgung im Wandel der Geschichte auseinander. Eher großflächige Überblicksarbeiten, beispielsweise jener von Fuchs über Stadtbäche und Wasserversorgung in den südwestdeutschen, jener von Kubinyi über Wasserversorgungsprobleme in den ungarischen Städten des Mittelalters, stehen neben Detailstudien. Dabei erweist sich natürlich speziell das fundierte und über ältere Arbeiten von Zillner oder Fiebich/Riepke weit hinausgehende Referat von Heinz Dopsch über den Salzburger Almkanal, im ältesten Teil (Gamper- und Kai-Arm des Stiftsarmes) aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammend, als für die Salzburger Landesgeschichte von Interesse. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil es Dopsch in seinem durch Bild- und Planmaterial ergänzten Beitrag gelungen ist, die bedeutende Stellung dieser Kanalanlage auch im internationalen Vergleich herauszustellen und zu zeigen, daß vergleichbare Anlagen in anderen deutschen und mitteleuropäischen Städten wesentlich später entstanden sind. Damit freilich liefert Dopsch, der bereits im Untertitel seiner Arbeit „Ein städtisches Kanalbauwerk des hohen Mittelalters in Vergangenheit und Gegenwart“ durchaus aktualisiert, auch weitere überlegenswerte Aspekte in der aktuellen Diskussion um den Erhalt jener ältesten und in ihrer Bausubstanz am wenigsten veränderten Teile des Almkanales als bautechnischer Pionierleistung, wobei Dopsch sich keineswegs den dadurch entstehenden Problemen verschlossen zeigt. Insgesamt beinhaltet der vorliegende achte Band der Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung über das kurz skizzierte

Salzburger Beispiel hinaus eine Menge von Bezügen zu offenen Fragen des kommunalen Bereiches der Gegenwart.

Peter Michael L i p b u r g e r

Roman Sandgruber: Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien Bd. 15). Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1982. 468 S.

Wurde die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Österreich für die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts bis vor wenigen Jahren vorzüglich vom Interesse an der merkantilistischen Theorie, den staatlichen Voraussetzungen und Förderungsmaßnahmen der Industrialisierung, der Investitionstätigkeit und den Anfängen der Produktion bestimmt, so ist seit kurzem eine Hinwendung zur Konsumentenseite, zu den Bedürfnissen der Unter- und Mittelschichten, zur Erforschung des „Alltäglichen“ in der Geschichte nicht zu übersehen. Deutlich wurde dieser Trend, als vom Wiener Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1978 die ersten beiden Teilbände einer österreichischen Wirtschafts- und Sozialstatistik erschienen, die vormalig weitverstreutes, historisches Zahlenmaterial der cisleithanischen Reichshälfte für die große Spanne von 1750 bis 1918 gesammelt vorstellten. Die hier vorliegende Arbeit könnte man in gewisser Weise als Fortsetzung oder als Ergänzung des zweiten Bandes, der von Sandgruber erarbeiteten Agrarstatistik, sehen.

Als Triebfeder für die jüngste Beschäftigung mit der Situation und den Alltagserfahrungen vorindustrieller Gesellschaften nennt der Autor das herrschende Unbehagen an der überwuchernden Konsumgesellschaft, das gegenwärtige Mißtrauen gegen das künstliche Erwecken von immer neuen Marktbedürfnissen und den daraus resultierenden Wunsch vieler Zeitgenossen, auf einfachere Lebensformen zurückzugreifen. Freilich ist es nicht die Absicht dieser Arbeit, massive Kritik an der Überflußgesellschaft zu üben oder gar eine romantisierende Proklamation des einfachen Lebens zu verkünden. Vielmehr stellt sie den Versuch dar, Einsicht in frühere, alternative Lebensformen zu geben: „Die Konzeption der vorliegenden Arbeit orientiert sich an der Realisierung der alltäglichen Bedürfnisse in einer Zeit, in der die Sicherung von Ernährung, Kleidung und Wohnung fast 100% der Ressourcen in Anspruch nahm . . . Aus detaillierten Studien über die Wandlung der Hauptbestandteile der materiellen Kultur der Massen sollte eine verbesserte Einsicht in die Triebkräfte der Industrialisierung allgemein erwachsen.“ (Sandgruber.)

Die Darstellung nimmt sich vor allem der Ernährung, der Kleidung und der Wohnverhältnisse ländlicher und städtischer Schichten an. Sie gliedert sich in folgende große Kapitel:

1. Angebot und Nachfrage
 - Bevölkerungswachstum und wirtschaftliche Entwicklung
 - Die Modernisierung der Landwirtschaft
 - Der Aufschwung der Industrie
2. Die Geschichte der Ernährung
 - Die Grundnahrungsmittel
 - Die Verfeinerung des Genusses
 - Luxuskonsum und Existenzminimum
3. Die Bekleidung
 - Der Aufschwung der Textilindustrie
 - Massenproduktion und Ausdehnung des Marktes
 - Der Kleiderverbrauch und die Textiliennachfrage
4. Wohnverhältnisse und Wohnerfahrung
 - Das ländliche Wohnen
 - Das städtische Wohnen
5. Konsumgüterverbrauch und Industrielle Revolution, ein Ausblick.

Die Zusammenhänge zwischen personalen Bedürfnissen, der (Umformung der) Mentalität und dem Verlauf der beginnenden Industrialisierung in Österreich werden deutlich. Das Untersuchungsinteresse richtet sich auf den Binnenmarkt, die Konsumgüternachfrage

im Inland, aber auch auf das – entgegen anderen Meinungen – reichlich zur Verfügung stehende Arbeitskräftepotential, die zunehmende Arbeitsintensität und die Steigerung des Arbeitseinsatzes durch die Einführung des Akkordsystems.

Der bewußt vage gewählte, lange Zeitraum, vor allem jedoch die Thematik selbst sind der Grund für die äußerst schwierige Quellenlage. Der Autor betont, daß etwa über Masengüter oder die Wohnverhältnisse der Unterschichten kaum Allgemeingültiges zu erfahren ist. Trotz Aufarbeitung zahlreicher unterschiedlicher Bestände (Salzburg eingeschlossen), bleiben da bisweilen Fragen offen, zu deren Beantwortung man sich teilweise mit Analogieschlüssen und Verallgemeinerungen behelfen mußte.

Alles in allem zeigt die vorliegende Untersuchung die materielle Kultur der österreichischen Bevölkerung und deren Wandlung in der „schwierigen“ Zeit von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft in einer Weise auf, die sie, trotz ihres reichen Umfanges von 400 Seiten, nicht nur für den „Fachgelehrten“, sondern auch für den historisch interessierten Leser empfehlenswert erscheinen läßt.

Gerhard A m m e r e r

Robert Hoffmann, Guido Müller, Rudolf Strasser, Lehen. Historische Grundlagen für die Stadtplanung der Landeshauptstadt Salzburg, hg. vom Magistrat der Stadt Salzburg, Abt. IX – Stadtplanung (= Schriftenreihe zur Salzburger Stadtplanung, Heft 17), Salzburg 1982. 60 S., zahlreiche Abb., Pläne und Tabellen.

Mit dieser Publikation unternimmt das Amt für Stadtplanung den ersten Versuch zu einer Dokumentation von Qualität und Quantität der historischen Bausubstanz in den Außenbezirken der Stadt Salzburg. Während für den Bereich der Innenstadt durch Denkmalschutz und Altstadterhaltungsgesetz immerhin gewisse (wenn auch heftig umstritten) Normen vorgegeben sind, operiert die Planungsbehörde außerhalb der „historisch bedeutsamen“ Altstadt gleichsam im luftleeren Raum. So fehlt es bei der Erstellung von Bebauungsplänen vor allem an stadt(teil)- und architekturgeschichtlichem Grundlagenmaterial, ohne das eine auf städtebauliche Kontinuität ausgerichtete Planungstätigkeit praktisch unmöglich ist.

Die vorliegende Veröffentlichung, die von Dr. Robert Hoffmann (Institut für Geschichte der Universität Salzburg), Univ.-Prof. Dr. Guido Müller (Institut für Geographie) und Dipl.-Ing. Rudolf Strasser (Amt für Stadtplanung) im Teamwork verfaßt wurde, stellt nun einen ersten Versuch dar, diesem Informationsdefizit entgegenzuwirken. Gerade am Beispiel des historisch angeblich so „uninteressanten“ Stadtteil Lehen kann hier nachgewiesen werden, daß auch „moderne“ Vororte ihre Baugeschichte besitzen und daß zumindest ein Teil der Bausünden der jüngeren Vergangenheit hätte vermieden werden können, wenn die Bezugnahme auf die vorgegebenen baulichen Strukturen nicht gänzlich weggefallen wäre. So mag es überraschen, daß immerhin 216 der 695 (1981) Gebäude in Lehen bereits vor 1945 errichtet wurden und von diesen wiederum nicht weniger als 70 in der „Gründerzeit“.

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich aber nicht nur auf eine Dokumentation und Bewertung aller bestehenden Gebäude aus der Zeit vor 1945. (Zahlreiche photographische Aufnahmen!) Ebenfalls aufgenommen und bewertet wurden entwicklungsgeschichtlich zusammengehörige Räume wie z. B. alte Ortskerne, architektonisch einheitliche Gebäudeensembles, historisch-überkommene Weg-Raum-Folgen und naturräumliche Elemente (Gewässer, Grünräume etc.). Ergänzt werden diese Detailuntersuchungen schließlich noch durch einen kurzgefaßten Abriss über die Entwicklungsgeschichte Lehens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Es wäre zu wünschen, daß dem Amt der Stadtplanung die Mittel zur Fortführung der historischen Grundlagenforschungen auch in anderen Stadtteilen zur Verfügung gestellt werden und auch diese Ergebnisse wiederum der Öffentlichkeit in Form einer Publikation bekanntgemacht werden.

Robert H o f f m a n n

100 Jahre Salzburger Landesfeuerwehrverband 1881–1981, hg. vom Landesfeuerwehrverband Salzburg 1981. 731 S.

Eine umfassende Dokumentation zur Geschichte des Feuerwehrwesens im Bundesland Salzburg stellte der Salzburger Landesfeuerwehrverband aus Anlaß seines 100jährigen Be-

standes im Jahre 1981 durch die Autoren Manfred Muhr, Ing. Harald Ribitsch und Adolf Schinnerl vor. Der einleitende historische Teil enthält die Sammlung der Feuerwehrgesetze und Feuerordnungen, deren älteste in das Jahr 1524 zurückreicht. Das Kapitel „100 Jahre Salzburger Landesfeuerwehrverband“ zeigt die Entwicklung der Salzburger Feuerwehren, die auf dem Land ein wesentliches Element des öffentlichen Lebens darstellen, bis zur Gegenwart auf. Breiter Raum wird der Technik gegeben, deren rasanter Fortschritt reich bebildert vor Augen geführt wird. Der Bogen spannt sich von der 1813 in Salzburg verfertigten tragbaren Feuerspritze, über die von Kaiserin Caroline Augusta gestiftete Hofspritze zu den modernsten Löschfahrzeugen der Gegenwart. Das Rettungswesen im Lande Salzburg, das bis 1939 in Händen der Feuerwehren lag, wird ebenso ausführlich dargestellt. Weitere Kapitel gelten der Feuerwehrjugend und dem Schutzpatron der Feuerwehren, Sankt Florian. Der Beitrag „Die Bedeutung der Fahne als Symbol“ zeigt Fahnenweihen der ältesten Feuerwehrfahnen des Landes (Straßwalchen 1868 und Oberndorf 1869) sowie verschiedene Fahnenschicksale auf. Der Hauptteil des Buches ist den Feuerwehren in den Landgemeinden und der Berufsfeuerwehr der Stadt Salzburg gewidmet. Nach Gauabschnitten gegliedert, kann man an Hand vieler historischer, biographischer und aktueller Daten die Entwicklung der einzelnen Ortsfeuerwehren verfolgen. Mit reichhaltigem Bildmaterial versehen, tragen diese abgeschlossenen Chroniken sehr wesentlich zur Ortsgeschichte unseres Landes bei. Das Kapitel „Der Salzburger Feuerwehrverband heute“ informiert den Leser über die innere Organisation dieser Körperschaft und gibt über Landesfeuerwehrrat, den technischen Ausschuß sowie abschließend über das Ausbildungswesen Auskunft.

Mehr als 700 Bilder dokumentieren den technischen Fortschritt des Landesfeuerwehrjahrhunderts 1881–1981 und machen das Studium dieser ersten österreichischen Feuerwehrgeschichte lohnenswert.

Christiane G ä r t n e r

Ernst Ziegeleder, Hundert Jahre Kommunalfriedhof Salzburg. Schriftenreihe Kulturgut der Heimat, Stadtverein Salzburg, Salzburg 1979.

Es ist wohl angebracht, eine jetzt schon hundert Jahre bestehende Gemeindeeinrichtung wie diesen Hauptfriedhof der Stadt Salzburg kulturhistorisch zu untersuchen.

Zunächst ergeben sich dabei höchst bemerkenswerte Betrachtungen über die Stadterweiterung im 19. Jahrhundert, besonders wegen des bedeutenden Bevölkerungszuwachses in der zweiten Hälfte dieser Epoche. Eine für damals als unerhört weitblickend einzuschätzende Kommunalpolitik nützte das von der zunehmenden Verstädterung verursachte Bauernsterben der Nachbargemeinde Morzg durch große Grundkäufe in einem Maßstab, der nach den Berechnungen des Verfassers heute Gelände der Gemeinden Vigaun, Kuchl oder Elixhausen in die Planung einbeziehen mußte. Zufahrtsmöglichkeiten und Verkehrsmittel, die spätere „rote Elektrische“, aber auch Gasthäuser mit Pferdeeinstellungsmöglichkeit mußten damals erst zusätzlich angelegt und gebaut werden. An der neuen als Kastanienallee gestalteten Straße siedelten sich die entsprechenden Betriebe, Steinmetzwerkstätten, Gärtnereien, Blumengeschäfte, an.

Eine andere Facette bietet der ermöglichte Einblick in die für uns schon relativ ferne liegenden, vom Kulturkampf überschatteten religiösen Verhältnisse dieser Urgroßväterzeiten. Erst als sich der Gemeinderat nach jahrelangem Ringen zum Gleichheitsstatus aller Bürger auch in Konfessionsbelangen durchgekämpft hatte, konnte der schon seit 1873 benützte Friedhof offiziell 1879 eröffnet werden.

Studien über die vorwiegend heimische künstlerische Ausgestaltung des Friedhofes selbst und seiner Zweckbauten, besonderer Grüfte und bedeutender Gräber, der Gittertore, aber auch die parkartige Gestaltung des Vorgeländes mit dem Kriegergedenkobelisk, der späteren Kernpark-Ernenennung zum Gedächtnis des verdienstvollen ersten Verwalters und gartentechnischen Gestalters Johann Kern sind ein anderer wertvoller Aspekt. Hinweise auf Gedenkschriften, auf ein seit 1879 bestehendes Archiv, eine seit 1930 geführte Personalkartei, die Aufzählung der Ehrengräber, das alles sind wertvolle Ergänzungen zur Schilderung des allmählichen Auf- und Ausbaus bis zum heutigen Zustand der Anlage.

Der Autor folgt als Enkel des städtischen Schrannenverwalters Justus Ziegeleder, der 1899 im Selbstverlag das erste Verzeichnis der beerdigten Personen dieses damals 20 Jahre bestehenden Friedhofs veröffentlicht hatte, auch Salzburger Familiengeschichtsspuren. Er ist ja auch zugleich der Enkel des schon genannten ersten Oberverwalters Kern, dem Friedhofverwaltungs- und Friedhofgärtnerei-Aufbau oblagen.

So bietet diese Monographie über den 100 Jahre alten Kommunalfriedhof – den vielseitigen kulturhistorischen und Salzburg-bezogenen Interessen des leider inzwischen verstorbenen Verfassers entsprechend – zugleich ein wichtiges Stück Salzburger Zeitgeschichte voll wesentlicher Inhalte.

Friederike P r o d i n g e r

Ernst Ziegeleder, Journalist mit Leib und Seele. Im Selbstverlag des Verfassers, Salzburg 1981. 84 S.

Der heute weithin geschätzte Präsident des Stadtvereines Salzburg widmete diese kleine Schrift aus Anlaß des 70. Geburtstages seinen Freunden und Berufskollegen, vor allem aber seinen Hörern am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg, an dem er seit 1974 als Lektor für Medienrecht lehrt. Die Schrift ist eigentlich ein Lebensbericht, wie er üblicherweise von Schülern und Fachkollegen zur Einleitung von Festschriften geschrieben zu werden pflegt. Ziegeleder hat sich diesen Bericht selbst geschrieben und er hat keineswegs nur seine journalistische Tätigkeit geschildert, die – nach einem kurzen Zwischenspiel im Salzburger Landesverkehrsamt – vom Eintritt in die Redaktion des „Salzburger Volksblattes“ 1937 bis zum Eintritt in den Kriegsdienst 1940 hauptberuflich nur wenige Jahre währte, sondern alle Ereignisse und Umstände genannt, die für seinen Lebensweg entscheidend waren. Dieser Weg begann noch in der Monarchie, er führte in der Notzeit der Ersten Republik zum Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Wien, das 1933 beendet wurde und 1936 mit der Dissertation „Die Zeitdichtung in Salzburg während der Napoleonischen Kriege“ den Doktorhut brachte. Im Elend der Massenarbeitslosigkeit und in den harten weltanschaulichen und tagespolitischen Auseinandersetzungen der dreißiger Jahre wurden die Kritikfähigkeit und das soziale Gewissen des jungen unbemittelten Studenten geschärft. Soziales Verständnis und ein kritisches, ohne Schönfärberei vorgetragenes Urteil sprechen daher auch aus den flüssig und oft humorvoll geschriebenen Erinnerungen, ob es sich um die Professoren an der Realschule, die Bekanntschaft mit dem Opernsänger Richard Mayr, den als Vorbild verehrten Erwin H. Rainalter, den Fremdenverkehrsreferenten Hofmann-Montanus, Landeshauptmann Dr. Franz Rehr oder den Herausgeber des Salzburger Volksblattes, Hans Glaser, handelt. Der Lebensbericht, der auch die Kriegsdienstleistung und den schwierigen Aufbau einer neuen Existenz als Verleger nach dem Zusammenbruch von 1945 schildert und selbst vor heißen Eisen, wie dem Thema „Juden in Salzburg“ nicht zurückschreckt, ist daher von erheblicher lokalgeschichtlicher und zeitgeschichtlicher Bedeutung. Daß die stets mannhaft vorgetragenen Ansichten und Einsichten dem Autor manchmal Mißgunst, Gegnerschaft und Tadel eingebracht haben, glaubt man ihm gerne. Wer sich mit diesen Ansichten und Einsichten auseinandersetzt, wird dem „Journalisten mit Leib und Seele“, vor allem aber dem „Salzburger mit Leib und Seele“ Ernst Ziegeleder seine Hochachtung nicht versagen können.

Kurt Conrad

Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg. Universitätsverlag Wagner/Innsbruck und Konrad Theiss Verlag/Stuttgart u. Aalen 1978. 308 S., zahlr. Abb. (= Tiroler Wirtschaftsstudien 34 Fg.)

Wir pflegen uns in Europa über die Ungeheuerlichkeit der Sklaverei zu erregen und darüber, daß sich ein so unmenschliches System in einem so aufgeklärten Lande wie den Vereinigten Staaten so lange halten konnte. Nun, die Abschaffung dieser Unfreiheit in den USA erfolgte Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts – und volle sechzig Jahre später gab es in unserem Raum immer noch ein viel schändlicheres System: „Wie jedes Jahr, so kommen auch heuer am 28. März die Tiroler Hüttekinder in Friedrichshafen zum Verkauf“ meldet eine Zeitungsnachricht im Jahre 1913. Nachweislich seit 1526

wanderten im Frühjahr jeden Jahres Hunderte von Kindern im Alter von 6 bis 14 Jahren in Fußmärschen von einer Woche aus Westtirol und Vorarlberg über die verschneiten Pässe nach den landwirtschaftlich reichen Gegenden nördlich und nordöstlich des Bodensees, um sich in aller kindlicher Schutzlosigkeit auf Kindermärkten zwischen Seilen wie ein Stück Vieh kaufen zu lassen, die Mädchen für die Hausbetreuung, die Buben für das Viehhüten. Monatelange Trennung von der Familie und geringer Lohn – doch dafür gab es einen Sommer lang zu essen, und den Eltern brachte es eine Entlastung.

Der Autor, ehemaliger Direktor des Stuttgarter Arbeitsamtes, erfaßt und dokumentiert nach seinem über zehnjährigen Quellenstudium Wanderung, Markt und Arbeit ganzer Generationen von Armeleutkindern. Zahlreiche Abbildungen und Kartenskizzen verdeutlichen die Darstellungen. Im Laufe der Forschung gelang es, noch ehemalige Schwabengänger zu befragen und ihre authentischen Antworten mit Berichten in Zeitungen und Zeitschriften aus Deutschland und Österreich zu verknüpfen. Obwohl sich 1866 die „Gartenlaube“ über den Kindermarkt und die moralische Lage empörte, befaßten sich erst 1908 die württembergischen Ämter mit dem Treiben, nachdem in mehreren amerikanischen (!) Zeitschriften über den Mißstand berichtet worden war. Noch 1870 stellte der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Dr. med. (sic) Josef Anton Oelz fest: „... ein Knabe, der sich in der Schule verhockt, wird zum Bauern unbrauchbar.“ Nun, diese Gefahr bestand nicht, ja es mutet grotesk an, daß trotz der allgemeinen Schulpflicht Gruppen von Kindern noch in den zwanziger Jahren sogar offiziell organisiert wurden; sie müssen also mit Zustimmung der Behörde von der Schule beurlaubt worden sein. Doch seltsamerweise konnte der Autor keine Akten finden, wohl, weil „die österreichischen Behörden darauf bauen konnten, daß man ebenfalls amtlich illegal handeln werde“. Der Autor vermutet, daß es kein Zufall war, daß die Kinder in Gegenden gesandt wurden, wo am nachhaltigsten gegen die allgemeine Schulpflicht opponiert worden war. Erst als die Väter der Kinder in die Knochenmühlen des Ersten Weltkrieges geschickt wurden, konnten (mußten) die Kinder daheim bleiben. Fortschritt – um welchen Preis?!

Ein ungeheuer wichtiges Buch, das dem drohenden Vergessen entreißt, was nur allzu leicht kollektiver Verdrängung anheimfallen könnte und angesichts des Fremdarbeiterwesens unserer Tage neue Aktualität gewinnt. Doch die Schwabenkinder an sich stellen nicht, wie so oft fälschlich dargelegt, ein spezifisches Problem westlicher Teile Österreichs und des angrenzenden Graubündens mit all ihren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dar, bedingt durch die jahrhundertlang geübte Realteilung in nicht mehr lebensfähige Kleinstbetriebe. Denn die saisonbedingte und zeitweilige Auswanderung von Arbeitskräften der ländlichen Bevölkerung – bei den Erwachsenen gehören auch die Viehkastrierer des Lungaus hierher – findet sich wieder bei den slowakischen Hütekindern im Weinviertel, denen auch die burgenländischen Halterbuben in Niederösterreich und Steiermark entsprechen (letztlich ein Grund für die Massenauswanderung nach Amerika; vgl. M. Martischnig, *Alte und Neue Heimat. Die Auswanderung der Burgenländer nach Amerika. Ausstellungskatalog, Wien/Mattersburg 1981*).

Dieses bedeutsame Buch stellt ein Kapitel aus der volkskundlichen Mobilitätsforschung unter regionalen und sozioökonomischen Bedingungen dar – als Literatur sollte man dazu noch ergänzen: W. Arens, *Kinder in der Sklaverei. Oberursel o. J.*; G. Otruba, *Zur Geschichte der Frauen- und Kinderarbeit im Gewerbe und in den Manufakturen Niederösterreichs*. (Jb. f. Landeskunde v. NÖ, N. F. XXXIV/1958–60, S. 143–179); S. Lange, *Zur Bildungssituation der Proletariatskinder im 19. Jh. Kinderarbeit und Armenschulwesen*. Berlin 1978; *Kinderleben – Kinderelend*. Ausstellungskatalog, Kevelaer 1980; sowie den Roman „Johringla“ vom Vorarlberger Volkskundler R. Beitzl.

Das Werk vermittelt in einer Zeit, in der weltweit ein „Jahr des Kindes“ begangen wird, in vieler Hinsicht Denkanstöße, jedenfalls beim Rezensenten. Etwa: Kinder sind „Minderjährige, die die allgemeine Schulpflicht noch nicht beendet haben bis zum 1. Juli des Kalenderjahres, in dem sie das 15. Lebensjahr vollenden“; schon im § 1 erstaunt die erste Ausnahme: „Die Bestimmungen finden keine Anwendung für die Beschäftigung von Kindern der Land- und Forstwirtschaft . . .“ Wer nun meint, dies wäre ein Text aus uralten Tagen, irrt, denn es ist die letzte Fassung (März 1979) des „Österr. Bundesgesetz-

zes über die Beschäftigung von Kindern“ und sei abschließend mit einer Schilderung aus dem Pinzgau unserer Jahrhundertmitte beleuchtet: „Auch die Milchkannen waren ihm zu schwer, und die Scheibtruhe war ihm zu schwer. Der Rührkübel war ihm zu schwer.“ (F. Innerhofer, *Schöne Tage*. Salzburg 1974.) Michael Martischinig

Ingo Nebehay / Robert Wagner, Bibliographie altösterreichischer Ansichtenwerke aus fünf Jahrhunderten. Beschreibendes Verzeichnis der Ansichtenwerke Band I A–H. Graz 1981. 395 S., 2 Farb- und 16 Schwarzweißtafeln.

Wer je eine graphische Sammlung zu betreuen hatte oder alte Ansichten herausgab, weiß um die Schwierigkeiten, die mit der Bestimmung verschiedener topographischer Blätter verbunden sein können. Die Schwierigkeit bezieht sich nicht sosehr auf die Feststellung der dargestellten Örtlichkeit oder des Künstlers, sondern des Sammelwerkes, aus dem das einzelne Blatt stammt. Die Herstellung des Zusammenhanges mit einem Sammelband dient nämlich nicht nur der bibliographischen Genauigkeit, sondern verhilft vielfach zur Datierung der Blätter und liefert meist nähere Hinweise auf Anlaß und Zweck der Stichfolge, der nicht selten auch erläuternde Texte beigegeben sind. Es ist daher für die Forschung und Praxis von außerordentlichem Wert, daß sich die beiden Autoren der mühevollen Aufgabe unterzogen haben, ein beschreibendes Verzeichnis sämtlicher Ansichtenwerke zu erstellen, soweit sie sich auf das Gebiet der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie beziehen. Von der vermutlich auf drei Bände berechneten Publikation ist bisher der erste Band erschienen. Er umfaßt die Buchstaben A bis H der nach Künstlern geordneten Bibliographie und enthält 271 Titel mit allen jeweils dazugehörenden (durchnummerierten) Blättern. Zwei Farbtafeln und 16 Schwarzweißtafeln mit 33 Abbildungen bilden den etwas mageren Abbildungsteil.

Der Band ist (selbstverständlich) mit größter bibliothekarischer Genauigkeit abgefaßt, nur manchmal wird der Standort nicht angegeben. Die ganze Fülle des Werkes wird sich erst dann erschließen, wenn – wie in der Einleitung angekündigt – die umfangreichen Verfasser-, Verleger-, Drucker-, Künstler- und vor allem das Ortsregister mit dem letzten Band vorliegen werden. Als Schwerpunkte der Darstellungen zeichnen sich vorläufig die Orte entlang der Donau mit der Hauptstadt Wien und die Gebirgsländer ab.

Salzburg, Stadt und Land, dem im Rahmen einer Besprechung in der Salzburger Landeskunde das Hauptaugenmerk zu gelten hat, ist in diesem Band mit rund 50 Titeln vertreten, also fast einem Fünftel des Inhalts. Das allein zeigt, welche Bedeutung der Stadt und dem Lande Salzburg im Rahmen der Ansichtenwerke zukommt. Es würde zu weit gehen, alle Salzburg betreffenden Titel anzuführen, doch seien wenigstens einige herausgegriffen: Van der AA, *La Galerie Agreeable du Monde* (um 1730); Jakob Alt; *Bilder aus den Alpen der österreichischen Monarchie* (1833); Augustin, *Das Pinzgau* (1844); Baldi, *Album von Oberösterreich und Salzburg* (um 1840); Baldi, *Album der Erinnerung an Gastein* (um 1835); Bodenehr, *Europens Pracht* (um 1740); Braun-Hogenberg, *Civitates Orbis terrarum* (1572–1617); Darnaut u. a., *Historische und topographische Darstellung der Pfarren etc.* (1824–40); Diesel, *Erlustierende Augenweide* (1717–22); Dückher von Hasslau, *Salzburgische Chronica* (1666); Fischbach, *Malerische Ansichten von Salzburg und Oberösterreich* (um 1850); Fischer von Erlach, *Historische Architektur* (1721); Gerasch, *Die österreichische Gebirgswelt* (1887–94); Hacker, *An- und Aussichten des . . . Schwarzenbergischen Parkes zu Aigen* (1817); Hacker, *Kleine malerische Erinnerungen an Salzburg* (um 1820); Homann, *Atlas Maior* (1735) und *Städte-Atlas* (1762) u. dgl. m. Vermißt habe ich Anton Balzer, *Eine Sammlung malerischer Gegenden von Oberösterreich, Salzburg, Berchtesgaden, Tirol und einem Teil des venezianischen Gebietes* (1804), in der z. B. Salzburg mit mehreren schönen Blättern aus Stadt und Land (Krotensee, Schafbachfall, Zell am See usw.) vertreten ist.

Franz F u h r m a n n

Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österr. Akademie d. Wissenschaften hg. v. d. Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. Geleitet von *Richard Wolfram* und *Ingrid Kretschmer*. Lieferung 6, Teil 1 u. 2. In Kommission b. H. Böhlau Nachf., Wien 1977 u. 1979. Kt. 92–102 u. 103–116.

Nach gut 25jähriger Tätigkeit nähert sich der Österreichische Volkskundeatlas, einst als eine Art Nachfolger des Atlas der Deutschen Volkskunde begonnen und unter verschiedenen Herausgebern mit wechselnden Erfolgen geleitet, unter der volkskundlich-wissenschaftlichen Leitung von R. Wolfram und kartographischer Führung von I. Kretschmer seinem Abschluß. Vollständig liegt bereits die in 2 Teile geteilte letzte Lieferung der Kartenblätter vor: 92 Historische ländliche Ortsformen (L. Kretschmer, E. Tomasi nach Unterlagen von A. Klaar); 93 Ländliche Ortsformen – Luftbildtafel (I. Kretschmer, E. Tomasi); 94 Historische Flurnamen (I. Kretschmer, E. Tomasi nach Unterlagen von A. Klaar); 95 Flurformen – Luftbildtafel (I. Kretschmer, E. Tomasi); 96 Historische Gehöftformen (I. Kretschmer, E. Tomasi nach Unterlagen von A. Klaar); 97 Historische Gehöftformen – Grundrisse: Alpine Formen (I. Kretschmer, E. Tomasi); 98 Historische Gehöftformen – Grundrisse: Außeralpine Formen (I. Kretschmer, E. Tomasi); 99 Pflug und Arl I – Grundtypen (H. Chr. Dosedla); 100 Pflug und Arl II – Bildblatt (H. Chr. Dosedla); 101 Pflug und Arl III (H. Chr. Dosedla); 102 Kartenspiele – Preisveranstaltungen (F. J. Grieshofer); 103 Dreschen – Formen des Dreschflegels (O. Bockhorn); 104 Dreschen – Austreten durch Tiere (R. Wolfram); 105 Morgenmahlzeit: Flüssige Speisen (E. Hörandner); 106 Morgenmahlzeit: Feste Speisen (E. Hörandner); 107 Jahresbrauchtum der Osterzeit (M. Habersohn); 108 Almbrauchtum I (K. Conrad); 109 Almbrauchtum II (K. Conrad); 110 Almbrauchtum III (K. Conrad); 111 Almbrauchtum – Bildblatt (K. Conrad); 112 Bezeichnungen für Perchtengestalten in Brauch, Volksglaube und/oder Erzählung (M. Hornung, M. Habersohn); 113 Perchtengestalten in Volksglaube und Volkserzählung (R. Wolfram u. M. Habersohn); 114 Perchtengestalten im Brauchtum (R. Wolfram u. M. Habersohn); 115 Sagen von den Wildleuten (K. Haiding); 116 Die bedeutendsten Wallfahrtsorte Österreichs und Südtirols (D. Assmann).

Um die einzelnen Karten besprechen zu können, bedarf es der zugehörigen Kommentare, die aber erst in geringer Anzahl vorliegen: Die Erläuterungen zu den siedlungsgeschichtlichen Karten machen erneut die immer noch nicht vereinheitlichten Begriffe in der Hausforschung deutlich; in der Literaturzusammenstellung sind für Salzburg einige wichtige Veröffentlichungen entgangen (u. a. K. Fiala). Im Kommentar zu den Formen des Dreschens wird der umstrittenen Frage des Alters der primitiven Methode des Austretens durch Tiere mit wenig bekannten Belegen für das Austreten durch den Menschen ergänzt. Das Thema Sage – Volkserzählung, von dem das Beispiel der Bergwerkssagen schon Behandlung fand, ist fortgeführt durch den Sagenkreis von den Wildleuten, wobei die Fülle an Material zu einer Ausweitung auf vier Detailkarten zwang. Griff Lfg. 4/Bl. 73 zur religiösen Volkskunde nur ein Ziel der Verehrung heraus und war zudem noch ergänzungsbedürftig, so liegt jetzt eine Gesamtüberschau über Wallfahrtsorte in Österreich und Südtirol vor. Als Ergänzung zu Lfg. 3/Bl. 46 bringt der Kommentar zu den termingebundenen Unruhnächten im Umfeld des Burschenschaftsbrauchturns zahlreiche gegenwartsvolkskundliche Aspekte.

Die noch ausständigen Begleitveröffentlichungen sowohl zu dieser Kartenlieferung wie auch die noch vorhandenen Lücken aus früherer Zeit sollen den Schlußband füllen. Bei einem derart groß angelegten Werk war es von vornherein klar, daß die ursprünglich in regelmäßigen Abständen geplanten Lieferungsstermine nicht eingehalten werden können, einerseits wegen der Materialbeschaffung, andererseits wegen unterschiedlichen Forschungsstandes. Dabei hat man für historische Gegebenheiten nur auf der Literatur aufbauen können, dagegen für die lebendigen Erscheinungsformen der Volkskultur die Antworten auf die Befragungsaktion benützt; keine Fragebogen hat man bei Lipp, Bauernmöbel und Volkstrachten sowie Haiding, Sagen angewendet; manches hat sich gar nicht darstellen lassen, anderes mußte revidiert werden (Lfg. 4/Bl. 73). Die im Atlas angewendete Technik der Erhebung und Darstellung eröffnete die Möglichkeit, vom Kartenbild zeitliche und räumliche Veränderungen, also dynamische Vorgänge ablesen und durch

Mehrfarbigkeit die Vielschichtigkeit der Form- und Kulturkreise von komplexen Stoffen offenbaren zu können. Erst nach Abschluß und Vorliegen des Gesamtwerkes wird sich sagen lassen, ob die vielen Einzelarbeiten ein abgerundetes Ganzes für das Forschungsmaterial einer Wissenschaft zu bieten imstande sind. Michael Martisch n i g

Franz Kurz / Karl Zinnburg, Der Schwerttanz der Dürrenberger Bergknappen. Verlag der Salzburger Druckerei, Salzburg 1981. 152 S., zahlreiche Abb. und Illustr.

Das Buch stellt sich zur Aufgabe, einen der ältesten Bräuche der Dürrenberger Bergknappen, den Schwerttanz, in Wort und Bild zu dokumentieren. Wie dem Vorwort des Buches zu entnehmen ist, zeichnet Dr. Karl Zinnburg für den Text verantwortlich, wogegen Mitautor Franz Kurz, Vizebürgermeister der Stadt Hallein und Bergmann am Dürrenberg, vorwiegend als Berater fungierte und vor allem seine praktische Erfahrung als Veranstalter des Schwerttanzes in das gemeinsame Werk einbrachte.

Dieses Buch ist als eine Fortsetzung und Ergänzung zu der 1977 erschienenen Dokumentation des Autors über die Salzachschiffer und Schifferschützen Laufen–Oberndorf gedacht (S. 20). Diese Dokumentation hat seitens der Geschichtswissenschaft eine sehr negative Beurteilung erfahren (siehe Besprechung von H. Dopsch in MGSL, 118, 1978, 482 ff.). Eine wenig sorgfältige Arbeitsweise und ein sehr sorgloser Umgang mit historischen Fakten kennzeichnen auch das neue Buch von Karl Zinnburg. Es enthält neben zahlreichen Druck- und Rechtschreibfehlern eine Anzahl von Irrtümern und unrichtigen Angaben, von denen im Rahmen dieser Besprechung nur eine Auswahl aufgezeigt werden kann.

Im einleitenden Kapitel über den Dürrenberg und seine Knappen wird festgestellt, daß die dort oben ansässige Bevölkerung über die Jahrhunderte „verkehrsabgeschieden und eigenständig lebte, nur selten verirrt sich ein Fremder dort hinauf“ (S. 24). Dabei wird übersehen, daß der Dürrenberg vor allem im 17. und 18. Jh. ein sehr beliebter Wallfahrtsort war, alljährlich pilgerten Tausende von Gläubigen zum Gnadenbild der Muttergottes auf den Dürrenberg. So sind zum Beispiel anlässlich der Feiern zum 200jährigen Bestand der Wallfahrtskirche im Jahre 1817 rund 50.000 Pilger gezählt worden. Auch die Besichtigung der Bergwerksanlagen brachte viele Besucher auf den Berg. Bereits in der 2. Hälfte des 19. Jh.s bildete die Bergbefahrung eine touristische Attraktion ersten Ranges.

In demselben Kapitel wird u. a. auch die Herkunft des Ortsnamens Dürrenberg erklärt: „Ein wasserundurchlässiger Salzhut bedeckte die Salzlagerstätten, hemmte zugleich auch das Gedeihen einer üppigen Vegetation, und so war es denn ein dürrer Berg“ (S. 24). Der Besucher wird unschwer feststellen, daß von einem verminderten Wachstum der Vegetation am Dürrenberg keine Rede sein kann. Die Herleitung von „dürrer Berg“ ist zwar zutreffend, dieses Attribut bezieht sich jedoch auf den verminderten Waldbestand. Auf Grund des enormen Holzbedarfes in der Grube hat man an den Wäldern der Umgebung Raubbau betrieben. Außerdem ist der Name Dürrenberg im Lande Salzburg noch ein zweites Mal belegt, ebenfalls in Zusammenhang mit einem Bergbau. Am Dürrenberg bei Stuhlfelden, nahe Mittersill, wurde nach Kupfererz geschürft.

Der Abschnitt „Prähistorische Funde“ bietet eine Aneinanderreihung von falschen oder fehlerhaften Angaben (S. 25). Die frühesten Funde vom Dürrenberg reichen nicht in die Zeit um 2500, sondern in das 4. Jahrtausend v. Chr. zurück. Die Bronzezeit ist nicht mit „erstaunlichen Funden“ vertreten, sondern aus dieser Epoche liegen nur einige wenige Einzelfunde vor. Es fehlt ein Hinweis auf den vermutlichen Beginn des Salzbergbaues, der nach dem heutigen Stand der Forschung am Ende des 7. Jh. s v. Chr. eingesetzt hat. Am Dürrenberg sind bisher nicht „3000 prähistorische Gräber mit umfangreichen Grabbeigaben“ entdeckt worden, die Zahl liegt derzeit bei 240. Völlig aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, daß die Bevölkerungszahl in der Keltenzeit dreimal so groß gewesen sei als heute. Diese ungenügende Darstellung des Abschnittes über prähistorische Funde überrascht nicht, wenn man einen Blick in das beigelegte Literaturverzeichnis wirft (S. 137). Als einzige Quelle zur Vorgeschichte des Dürrenberges ist ein kleiner Zeitungsartikel von Martin Hell aus dem Jahre 1921 angegeben. Zu diesem Zeitpunkt war das Wissen über den Dürrenberg noch sehr gering, es hatten noch keine Grabungen statt-

gefunden, man kannte lediglich einige Zufallsfunde, die bei Erdarbeiten zum Vorschein gekommen waren. Weder der Katalog der Ausstellung „Kelten in Mitteleuropa“ noch die umfassenden Dürrenberg-Bände, erschienen in den Münchner Beiträgen zur Vor- und Frühgeschichte, sind in dem Verzeichnis vermerkt, auch fehlt mit Ausnahme des erwähnten Zeitungsartikels jeglicher Hinweis auf die vielen wertvollen Arbeiten von Martin Hell über den Dürrenberg. Als „Ersatz“ für fehlende Literaturangaben ist der Landesarchäologe von Salzburg, Dr. Ernst Penninger, in die Liste der Gewährsleute aufgenommen worden. Wie Dr. Penninger mitteilte, hat sich der Autor nicht ein einziges Mal an ihn gewandt.

Die Kapitel über die geschichtliche Entwicklung und volkskundliche Einordnung des Schwerttanzes enthalten zahlreiche widersprüchliche Angaben. So wird auf S. 32 vermerkt, daß der „Schwerttanz immer nur aus bestimmten Gründen und niemals periodisch oder gar alljährlich aufgeführt wurde“, auf S. 115 hingegen, „daß der Schwerttanz bis zum Ersten Weltkrieg jährlich mindestens einmal anlässlich des Knappenjahrtages“ zur Aufführung kam. Zum Problem des Ursprunges dieses Tanzes wird bemerkt: „Es könnte sich durchaus um eine landesfürstliche Auszeichnung handeln, die es den Knappen gestattete, in Intervallen den Tanz aufzuführen“ (S. 37), zwei Seiten weiter steht es bereits fest, „daß Erzbischof Wolf-Dietrich den Knappenschwerttanz zum Privileg der Dürrenberger Salzwerksleuth erhob“, dafür aber fehlt allerdings jeglicher urkundlicher Nachweis. Auf S. 39 wird vermerkt, daß die Aufführungen des Tanzes durch „Kriegszeiten und Reformation bisweilen bis zu 80 Jahre unterbrochen worden“ seien. Allerdings weist die auf S. 115 ff. abgedruckte „Aufführungschronologie“ kein einziges so lange andauerndes Intervall auf. Dieser Irrtum beruht auf einer Fehlinterpretation des Spruches auf der Knappenfahne von 1750. „Nach achzig Jahr da ganz veralt, mich wiederum in Neuer G'stalt, Für Seine treuen SalzwerksLeuth . . .“ Die im Spruch angeführten 80 Jahre beziehen sich eindeutig auf die Fahne und nicht auf eine Wiederaufführung des Schwerttanzes.

Immer wieder bezeichnet K. Zinnburg den Schwerttanz als „echten Zunfittanz“, obwohl die Bergknappen niemals in einer Zunft, sondern nur in einer Bruderschaft zusammengeschlossen waren. Daher kann dieser Tanz nicht als Zunfittanz bezeichnet werden.

Mehrfach wird in dem Buch auf ein angebliches Sonderrecht der Dürrenberger Bergknappen, das des Fünfuhr-Läutens, eingegangen, das auf ein Privileg aus der Zeit Maria Theresias zurückgehen soll. In seinem Buch „Salzburger Volksbräuche“ berichtet der Autor allerdings, daß dieses Läuten schon 1642 eingeführt worden sei (S. 265 f.), um die Knappen rechtzeitig zur Frühschicht zu wecken. Sowohl im 17. als auch im 18. Jh. begann die Frühschicht laut Bergordnung immer um 4 Uhr, die Knappen wären damit in arge Bedrängnis gekommen, wenn sie sich auf den Weckruf der Glocke verlassen hätten.

Vergeblich wird man am Dürrenberg nach Überresten alter Bauernhäuser suchen, die laut K. Zinnburg angeblich „stehen bleiben müssen, sonst würde der Besitzer das Privileg, im Berg arbeiten zu dürfen, verlieren“. „So findet man nicht selten von einstigen Häusern nur noch wenige Steine vor“ (S. 55). Das Recht der Lehensschicht haftet nicht auf dem Haus, sondern auf der Liegenschaft, bei Teilung eines Besitzes verbleibt dieses Recht auf der Hauptparzelle (H. Klein, MGSL, 94, 1954, 122 ff.).

Auf S. 61 erfährt man, daß „bis 1700 zur Befahrung des Berges nur Kienspäne verwendet wurden“. Der Beschreibung des Halleiner Salzwesens von 1617 (Handschrift LA XXX-20) ist hingegen zu entnehmen, daß bereits zu diesem Zeitpunkt eine genaue Regelung über die Zuteilung von Unschlitt an die Bergknappen bestand. Demnach standen bereits am Beginn des 17. Jh.s Unschlittlampen an Stelle von Kienspänen in Gebrauch.

Es würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen, wollte man alle Fehler und Ungenauigkeiten aufzeigen, es seien deshalb nur einige krasse Fälle herausgegriffen. Auf einem Irrtum beruht die Behauptung, daß „die Dürrenberger Schützen ihren Ursprung auf ein Angebot – gemeint ist wohl ein Aufgebot – des Erzbischofs Siegmund II. von Holleneck, 1494, zurückführen, der mit der Aufstellung bewaffneter Wehren den damals einsetzenden Raubzügen der Türken Einhalt gebieten wollte“ (S. 67 ff.).

Während der kurzen, nur wenige Monate dauernden Regierung des Erzbischofs Siegmund II. war das Erzbistum Salzburg nicht von Türken bedroht, es bestand somit keine

Veranlassung für ein solches Aufgebot. Gemeint ist vermutlich die Aufstellung der sogenannten „Landfahne“ durch den Vorgänger Sigmunds, Erzbischof Friedrich von Schaumberg (1489–1494). In der „Landfahne“ wurde die Stellungspflicht bzw. die Stärke des Aufgebotes des gesamten Landes für den Kriegsfall geregelt. Die Dürrnberger Knapen sind allerdings nur sehr selten zum Kriegsdienst einberufen worden, und dann nur kurzfristig und in kleinen Gruppen. Unter Erzbischof Wolf-Dietrich erhielten die Knapen sogar das Recht, allzeit vom Militär befreit zu sein. Die Behauptung, die „Dürrnberger Schützen zählten zu den ältesten Wehrformationen des Landes“, entbehrt somit jeder Grundlage.

In das Kapitel über den Schwerttanz im 19. Jh., das ausschließlich auf einer Darstellung des Bergmeisters J. Schiestl im Jahres-Bericht des Salzburger Museums C. A. für das Jahr 1865 fußt, haben sich ebenfalls Irrtümer eingeschlichen. Die Schwerttänzer hätten „um die Jahrhundertwende noch keine Uniformhosen sondern Bundhosen mit den dazupassenden schafwollenen Halbstrümpfen getragen“ (S. 71). Alle Abbildungen aus dem 19. Jh. zeigen jedoch die Schwerttänzer in langen, weißen Hosen. J. Schiestl stellt im vorher erwähnten Bericht von 1865 ausdrücklich fest: „Sämtliche Tänzer sind in Berguniform und tragen weißen Bergkittel und weiße Hose . . .“

Ausgehend von einer bildlichen Darstellung des Schwerttanzen von A. Reichl aus der Zeit um 1890 vermerkt Zinnburg: „Der Anführer wird bei der Szene der ‚Brücke‘ – tatsächlich ist die Szene ‚der Berg‘ wiedergegeben – nicht von den Schwerttänzern selbst gehoben, sondern er steht auf einem großen Bier- oder Weinfäß. Alle Umstände deuten darauf hin, daß die heutige Version, bei der der Anführer auf zusammengesteckten Schwertern steht, erst um die Jahrhundertwende eingeführt wurde“ (S. 71). Vier Seiten weiter wird der entsprechende Abschnitt aus der Arbeit von J. Schiestl von 1865 wortgetreu abgedruckt: „Es formieren die Tänzer mit ihren über den Köpfen waagrecht gehaltenen Schwertern ein Podium, welches der Sergeant besteigt.“ Es beschreibt J. Schiestl also schon 1865 die heute übliche Form dieser Schwerttanzszene.

Die „Aufführungschronologie“ (S. 115 ff.) enthält ebenfalls zahlreiche fehlerhafte Angaben. Nicht verwertet ist ein Hinweis von Richard Wolfram im Halleiner Heimatbuch (S. 34), daß eine Erwähnung des Schwerttanzen aus der 1. Hälfte des 16. Jh.s aufgefunden werden konnte. Bei Zinnburg wird 1586 als ältestes Aufführungsdatum angegeben. Für das Jahr 1587 wird vermerkt: „Aufführung des Knappentanzes anlässlich eines Antrittsbesuches bei Erzbischof Wolf-Dietrich“, bei J. Schiestl steht jedoch: „Bei Gelegenheit des Eintrittes des Erzbischofs Wolf-Dietrich in die Stadt Hallein.“ Unter der Jahreszahl 1670 findet sich die Eintragung: „Die Bergknappen erhalten eine Fahne, auf der der Knappentanz dargestellt ist. Die Fahne befindet sich in der Kirche vom Dürrnberg.“ Gemeint ist wohl die Fahne von 1750 mit der Darstellung des Schwerttanzen, die an anderer Stelle (S. 57f.) abgebildet und eingehend beschrieben wird. Aus dem Spruch auf der Fahne von 1750 kann nur vermutet werden, daß die Bergknappen 1670 ebenfalls eine Fahne erhalten haben, was darauf dargestellt war, ist unbekannt, weil die Fahne verlorengegangen.

Auf S. 41 ist eine Quittung aus dem Jahre 1833 über empfangenes Trinkgeld wiedergegeben, auf der der Erhalt von fünf Gulden und 30 Kreuzern für eine Schwerttanzaufführung bestätigt wird. In der Aufführungschronologie wird dieser Beleg fälschlich unter 1832 eingereiht. Eine Kostenabrechnung für eine Schwerttanzaufführung aus dem Jahre 1829, abgebildet S. 65, wird unter 1839 in der Chronologie geführt.

In der Aufführungschronologie wäre richtigzustellen:

1905: 28. August, Schwerttanz anlässlich des Anthropologentages.

1909: 25. September, Aufführung des Schwerttanzen anlässlich der 81. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte.

Die Eintragungen unter 1919 sind zu streichen.

Weiters fehlt eine Reihe von Aufführungsdaten, so z. B.:

1806: Schwerttanz anlässlich der Besitzergreifung Salzburgs durch Österreich.

1858: Schwerttanz anlässlich eines Festes der Bergknappen am Dürrnberg (Salzb. Zeitung Nr. 205/206 vom 6. September 1858).

1892: Schwerttanz anlässlich des Geburtstages des Kaisers.

1930: Aufführung des Schwerttanzes anlässlich der 700-Jahr-Feier der Stadt Hallein.

Selbst aus jüngster Zeit sind die Eintragungen nicht vollständig, so fehlt z. B. die Aufführung des Schwerttanzes anlässlich des 1. Österr. Knappentages im September 1980.

Die Redaktion ist ihren Aufgaben nur sehr mangelhaft nachgekommen, eine Reihe von sinnstörenden Druckfehlern hätte vermieden werden können. Nachstehend einige Beispiele: Anstelle von Kettentänzern steht Keltentänzern (S. 32), statt Pickelstiele Pickeestiele (S. 144), der Wetterzug wurde zu Wetterzeug (S. 146), das Polkaspriel zu Pokalspiel (S. 145), für Wetzsteine steht Weitsteine (S. 26), statt Pfeifer liest man Pfeiler (S. 45). Der Salzhut verbindet das Eindringen von Tagwässern, richtig wäre verhindert das Eindringen (S. 123). Unter Verstürzen versteht man das Abstützen, heißen müsste es aber Abstürzen von losem Gestein. Aus der „Biographie“ über den Dürrnberger Knappen- und Schwerttanz wurde eine „Biologie“ (S. 39).

Auch zum Abbildungsnachweis wäre zu bemerken, daß jegliche Angaben über verwendete Bildvorlagen fehlen. Zu ergänzen wäre, daß die Stiche mit Schwerttanzszenen (S. 72–76) der Arbeit von J. Schiestl aus dem Jahresbericht des Städt. Museums C. A. von 1865 entnommen worden sind. Die Schwerttanzbilder, S. 70, gezeichnet von A. Reichl (nicht H. Reichl), erschienen erstmals in: „Das Buch für Alle“, Illustrierte Familienzeitung, Jg. 1894, Heft 22, 529; wiederabgedruckt in: „50 Jahre Salzburger Landtag, 1861–1911“ (S. 32). Das auf S. 127 abgedruckte Gedicht „Der Knappenschwerttanz“ ist ebenfalls dem Jahresbericht des Städt. Museums C. A. für 1865 entnommen worden. Laut Zinnburg stamme dieses Gedicht von einem namentlich nicht bekannten Bergmann und sei in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s entstanden. Dem zitierten Jahresbericht ist nur zu entnehmen, daß dieses Gedicht vom Bergmeister J. Schiestl im Archiv am Dürrnberg aufgefunden worden ist und der Verfasser bereits 1865 nicht mehr ermittelt werden konnte, es fehlt jedoch jeglicher Hinweis, daß es sich um einen Bergmann gehandelt habe.

Die abschließenden Dokumentarhinweise und das Literaturverzeichnis enthalten ebenfalls eine Reihe fehlerhafter Angaben. Die berühmte Dückher-Chronik ist unter der Jahreszahl 1883 eingereiht, richtig wäre 1666. Mit der Wimmer-Chronik von Hallein meint Zinnburg wohl das Buch von S. Wimmer, Hallein und Umgebung, 1883. Dazu wird von ihm vermerkt, daß das Original im Keltenmuseum verwahrt wird (S. 135), als ob es sich dabei um eine Handschrift handle. Diese 1883 gedruckte Chronik fand weite Verbreitung. Das Werk liegt nunmehr auch in einer Neuauflage vor, die der Burgfried-Verlag Hallein 1978 herausgebracht hat. Im Literaturverzeichnis wäre die ausführliche Beschreibung des Schwerttanzes mit bildlicher Wiedergabe zweier Figuren im sogen. „Kronprinzenwerk“ nachzutragen (Die Monarchie in Wort und Bild, Band Salzburg und Oberösterreich, 1887, S. 453 f.).

Ein umfangreiches Personenverzeichnis und ein Sachregister sind an den Schluß des Buches gestellt. Jedes Substantiv im Textteil fand Aufnahme in das Register, mehr als 500 Begriffe können nachgeschlagen werden, darunter z. B. England, Bengalen, Rußland, aber auch Eisen und Staatsvertrag. Viele mehrfach aufscheinende Begriffe sind in der Einzahl und Mehrzahl enthalten, wie Grubenleuchte und Grubenleuchten (S. 143). Über eine Unschlittlampe wird man auf S. 124 informiert, über Unschlittlampen hingegen auf S. 61. Unter dem Begriff Horizont findet sich ein Hinweis auf S. 21, unter Horizonte auf S. 91. Das Register ist zum überwiegenden Teil überflüssig und dient nur dazu, den Umfang des Buches aufzublähen, denselben Zweck erfüllen auch eine Reihe eingeschobener Leerseiten.

Trotz der voranstehend angeführten Mängel ist dieses Buch von einiger Bedeutung, der Wert liegt vor allem in der umfangreichen Bildausstattung. Neben den wichtigsten Darstellungen des Schwerttanzes auf alten Stichen und Zeichnungen ist eine Reihe von Photographien aus unseren Tagen beigegeben, die den Tanz in allen Phasen wiedergeben. Zum anderen sind es die detaillierten Angaben zur Aufführungspraxis und zum Materialbedarf, die es ermöglichen, den Schwerttanz auch nach längerer Unterbrechung jederzeit wieder zur Aufführung zu bringen.

Die heutige Form des Dürrenberger Schwerttanzes ist mit diesem Buch gut dokumentiert, wenn auch für diesen Abschnitt in einigen Passagen präzisere Angaben wünschenswert wären. Der historische Teil des Buches müßte unter Heranziehung aller verfügbaren Quellen neu überarbeitet werden, es ist aber zu befürchten, daß sich in absehbarer Zeit niemand dieser Aufgabe unterziehen wird.

Fritz M o o s l e i t n e r

Ilka Peter, Das Ranggeln im Pinzgau und verwandte Kampfformen in anderen Alpenländern (= Schriftenreihe der Salzburger Heimatpflege, Bd. 3). Verlag der Salzburger Druckerei, Salzburg 1981. 184 S., 123 Schwarzweiß-, 7 Farbfotos, 20 Zeichnungen.

Die um die Erforschung des alpenländischen Brauchtums hochverdiente Wiener Gymnastiklehrerin und Wahlsalzbürgerin hat sich erstmals 1953 in ihrem bekanntesten Werk, „Gaßbrauch und Gaßspruch in Österreich“, schon mit dem Ranggeln beschäftigt, das gleichsam als rituelles Kampfspiel zwischen den einzeln oder gruppenweise zum Fenster des umworbenen Mädchens ziehenden Gaßlubben ausgetragen wurde. Der Gaßbrauch ist inzwischen abgekommen, nicht aber das Ranggeln als Altform des bäuerlichen Ringkampfes, wie er alljährlich auf dem Hundstein (2117 m) im Pinzgau seinen brauchtümlichen (und orographischen) Höhepunkt erlebt. Ilka Peter hat diesem schönen Brauch nun eine eingehende Untersuchung gewidmet, in der sie alles zusammentrug, was aus dem Munde alter Gewährsmänner, aus der heutigen Brauchübung und aus der spärlichen Literatur zu erfahren war. Dazu gehören nicht nur die strengen Regeln des alpenländischen Kleiderringens, sondern auch die Bedeutung des Ranggelns im Leben der männlichen bäuerlichen Jugend, das früher nicht vom passiven Sportkonsum des technischen Zeitalters beeinflusst war. So kam dem Ranggeln einst ein hoher erzieherischer, gemeinschaftsbildender Wert zu, wobei die Frage, ob das in der älteren Salzburger Literatur mehrfach genannte „Hosenrecken“ eine Sonderform des Ranggelns oder nur eine für das Kleiderringen besonders kennzeichnende Art von Griffen und Würfen meint und daher als pars pro toto mit dem Ranggeln gleichzusetzen ist, offen bleiben muß. Streng zu trennen vom regelhaften „Ranggeln“ ist jedenfalls das an keine festen Regeln gebundene „Raufen“, das aber nach Angaben einiger Gewährsleute aus Maria Alm anscheinend auch Gegenstand eines organisierten Wettkampfes sein konnte, bei dem die Verwendung von Raufwerkzeugen allerdings untersagt war.

Nach einem Exkurs über die obrigkeitlichen Verfügungen gegen das Raufen und Hosenrecken, in dem die angebliche Urkunde Erzbischof Leonhards von Keutschach dankenswerterweise nicht mehr aufscheint, werden die heute üblichen Griffe und Würfe in Wort und Bild vorgestellt. Damit wird gewissermaßen ein Ranggler-Lehrgang geboten, dem in höchst anschaulicher Weise 20 Zeichnungen aus dem Fecht- und Ringbuch von Albrecht Dürer (1512) gegenübergestellt sind, aus denen sich eindeutig ein Zusammenhang mit den bäuerlichen Ranggelgriffen ergibt. Man muß deswegen das Ranggeln aber nicht schlechthin als gesunkenes Kulturgut aus den höfischen Leibesübungen des spätmittelalterlichen Rittertums auffassen. Der Altmeister der Turngeschichte, Erwin Mehl, dem die Verfasserin hier das Wort gibt, konnte das Vollringen, Joppenringen und Hosenringen in ganz Europa und durch Asien bis nach Japan und Indonesien nachweisen. Aus dem europäischen Verbreitungsgebiet des Kleiderringens haben sich zwei Rückzugsinseln, eine in den Alpen und eine in Skandinavien, erhalten. Daß das alpenländische Rückzugsgebiet noch überaus kräftig blüht, dafür geben die lebendigen Ranggelbräuche in Salzburg, Tirol, Bayern, Kärnten und der Steiermark, aber auch in der Schweiz Zeugnis, wo sich bereits 1895 ein eigener „Eidgenössischer Schwingerverband“ gebildet hat.

In Salzburg gibt es seit 1947 einen Ranggler-Verband, nachdem bekannte Heimatpfleger, wie der Saalfeldner Konrad Nusko, nach der Zäsur des Zweiten Weltkrieges für die Weiterführung des Ranggelbrauchtums besonders eingetreten waren. Da Ilka Peter auch die Ranggelplätze, wie den traditionsreichen Hundstein, vorstellt – die besondere Lage vieler Ranggelplätze an Gemeinde-, Herrschafts-, Gerichts- und Verwaltungsgrenzen bedürfte einer eigenen Untersuchung –, da sie die großen und kleinen Ranggelfeste, die Gau- und Landesmeisterschaften, die Punktwertung zur Siegerermittlung und die Preise, aber auch das Eindringen des modernen Judoportes in die überlieferten Ranggelformen

bespricht, ist das reich bebilderte Buch auch für die ausübenden Ranggler begehrenswert. Man kann daher der Verfasserin dieser Monographie des Ranggelns wirklich gratulieren, ebenso aber auch den Herausgebern, Harald Dengg und Rotraut Acker-Sutter, die das schöne Buch als 3. Band in die Schriftenreihe der Salzburger Heimatpflege aufgenommen haben.

Kurt Conrad

Otto Rauter, Häuser, Höfe, Handwerkskunst. Bäuerliche Kultur im Zillertal. Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1978. 208 S., 46 Aufmaßpläne, 27 Fotos, 23 Handzeichnungen, 15 Kartenskizzen und über 200 kleinformatige Detailabbildungen.

Der Zillertaler Architekt Otto Rauter hat sich bereits vor 40 Jahren mit der Arbeit „Das Bauernhaus im Gau Tirol und Vorarlberg“ (Berlin 1943) als profunder Kenner der tirolischen Hauslandschaften ausgewiesen. Man nimmt daher das nunmehr seiner engeren Heimat, dem ehemals salzburgischen Zillertal, gewidmete Werk des inzwischen hochbetagten Hausforschers mit besonderer Erwartung zur Hand, und man wird in der Tat nicht enttäuscht, sondern reich beschenkt. Rauter hat nämlich in den Talgründen des inneren Zillertales von Hippach südwärts, also in jenem Bereich, dessen Volkskultur schon 1784 den Gegenstand des Briefwechsels zwischen Carl Ehrenbert Freiherrn von Moll und Franz de Paula Schrank gebildet hatte und dessen Bewohner 1838 von der berüchtigten Protestantausweisung besonders betroffen waren, gewissermaßen die Summe seines der bäuerlichen Welt verpflichteten Architektenlebens gezogen. Er baut diese Welt von der Siedlungsgeschichte ausgehend über die Flur-, Orts- und Hofformen bis zur eingehenden bildhaften Wiedergabe aller Baulichkeiten als eine Welt der Arbeit und Wirtschaft auf, in der das Bauernhaus nicht nostalgisch verklärt, sondern durchaus sachlich als Mittelpunkt des Lebensvollzuges gesehen wird. Er bleibt daher nicht bei der Dokumentation der Gebäude stehen, sondern erweitert sie durch eine aus eigenem Erleben geschöpfte Übersicht über das Brauchtum im Jahres- und Lebenslauf, über Lieder, Spiele und Volksmusik, und bereichert sie durch eine umfangreiche, etymologisch zwar nicht immer stichhaltige, phonetisch aber einwandfreie Aufzeichnung alter Mundartausdrücke.

Der Hauptteil des Werkes ist aber den Häusern und ihrer Einrichtung gewidmet. In hervorragenden Bauaufnahmen, gepaart mit meisterhaften Handzeichnungen und Skizzen und ergänzt durch aussagekräftige Fotos, werden die Entwicklungsstufen des bäuerlichen Bauens von den Einfachformen der Almhütten und Asten bis zu den ausgereiften Endformen der Zwiehöfe und der aus ihnen sekundär entstandenen Einhöfe mit allen Nebengebäuden, wie Getreidekästen, Brechelschirme, Backöfen, Heustadeln, Futterställe, Weg- und Hauskapellen, maßstabsgerecht dargeboten. Die gleiche Sorgfalt wird den kleinbäuerlichen Sölden, Handwerkerhäusern, Schmieden, Sägen, Mühlen und Lodenwalken zuteil, die noch bis zum Zweiten Weltkrieg in Betrieb waren. Ebenso maßstabsgetreu werden die Bauefüge und die Außengestaltung der Häuser mit ihren Hausgängen, Türen, Fenstern, Konsolen, Pfettenköpfen, Glockenstühlen und nicht minder das Hausinnere mit Feuerstätten, Stuben, Kammern, Möbeln, Hausrat und landwirtschaftlichem Arbeitsgerät dargestellt. Das Zillertal erweist sich als ein besonders beherrschendes Kerngebiet alpenländischer Holzbaukunst, deren Entwicklung sich aus den Firstdatierungen gut 300 Jahre zurückverfolgen läßt, wobei die hohe Formbegabung der Zimmerleute und die enge Verwandtschaft mit dem Hausformenbestand und der Gerätekultur des Oberpinzgaues deutlich werden.

Die exakte zeichnerische Darstellung der Bauten, die jeweils beigegebene kurze Hofgeschichte, die Erklärung der Bauvorgänge, der Zweckbestimmung der Räume und der Handhabung der Werkzeuge und Geräte werden nicht nur dem Hausforscher, sondern auch dem Geräteforscher und Museumsfachmann willkommen sein, wenngleich man bedauern mag, daß auf den Plänen und Zeichnungen nicht auch das Jahr der Bauaufnahme angeführt ist. Aus dem Text geht aber hervor, daß der Großteil der Aufmaßpläne wohl in den Jahren 1940 bis 1950, also vor dem großen Umbruch im bäuerlichen Bauen entstanden ist, während manche Handzeichnungen erst den Jahren nach 1970 entstammen, als bereits eine gewisse Rückbesinnung auf die Schönheit und Würde der Bauernhäuser einsetzte.

Otto Rauter hat das schöne Buch dem Andenken seiner bäuerlichen Mutter gewidmet. Er hat damit nicht nur seinem mütterlichen Erbteil, sondern auch seiner ganzen Zillertaler Heimat ein Denkmal gesetzt, dem angesichts des Wertwandels in diesem Ballungsraum des modernen Fremdenverkehrs besondere Bedeutung zukommt.

Kurt Conrad

Kurt Muthspiel, Alpenländische Volkslieder aus Österreich, Bayern und Südtirol. Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1980. 169 S., Noten.

Das vorliegende Volksliederbuch ist eine Ausgabe „aus der Praxis für die Praxis“ (S. 5), also für Leute, die gerne singen und unter 184 Liedern und Jodlern aus verschiedensten Landstrichen Geeignetes in reichem Maße finden werden; mehr will und soll das Werk nicht sein, so daß sich die Frage nach wissenschaftlichen Details und Quellenverweisen erst gar nicht stellt. Es ist richtig, „den singenden Menschen jenes Volkslied anzubieten, das durch seinen natürlichen Sinngehalt zu begeistern vermag“ und unter diesem Gesichtspunkt eine entsprechende Auswahl zu treffen, doch, und dies sei kritisch angemerkt, sollte man darüber hinaus nicht anderes wertend für gering erachten („keine Berechtigung hat, will man nicht den guten Boden des seriösen Volksliedes verlassen“, S. 6), sondern beobachten, was das eigentliche Repertoire unserer Sänger beinhaltet, nämlich wie sei es und je auch Banales minderer Qualität!

In die vorliegende Sammlung, die leider ohne jeglicher erkenntlicher Gliederung auskommen muß, wurde das geistliche ebenso wenig wie das alpenländische Volkslied aus dem Advent- und Weihnachtsfestkreis aufgenommen, worüber es ohnehin umfangreiche Spezialausgaben gibt. Die vierstimmige Fassung der vorliegenden Auswahl zielt auf die gebräuchlichste Form des heute üblichen Zusammensingens ab, den gemischten Chor, läßt sich aber leicht auch für einen Oberchor realisieren oder, umgekehrt, für reinen Männerchor adaptieren, ja ist auch für kleine Gruppen, etwa den Familienkreis, geeignet. Neben Sätzen von A. Anderlüh, C. Bresgen, H. Derschmidt, J. Pommer u. a. findet sich auch der sogenannte „Volksatz“, für den sich einige Argumente anführen lassen (S. 7), auch wenn der Rezensent sie nicht völlig zu teilen gesteht.

Michael Martischinig

Franz C. Lipp, Goldhaube und Kopftuch. Zur Geschichte und Volkskunde der österreichischen, vornehmlich Linzer Goldhauben und oberösterreichischen Kopftücher. OÖ. Landesverlag, Linz 1980. 196 S., 42 Farb-, 138 Schwarz-Weiß-Bilder, 4 Bildtafeln, 42 Zeichnungen.

Das vorliegende Werk schließt mit größter Sachkenntnis eine Lücke im Wissen um die Volkstracht Österreichs, indem erstmals zusammenfassend für Goldhaube und Kopftuch deren historische Entwicklung und Verbreitung ebenso geschildert werden wie ihr Formenreichtum und die Kunst der Herstellung bzw. des Bindens. Es ist durch das ungemaine Geschick des Autors, dem langjährigen Leiter des OÖ. Landesmuseums und Volkskundeprofessors F. C. Lipp, aufgrund seiner 40jährigen Beschäftigung mit dem Thema ein überaus instruktiver Band für jedermann (und -frau) geworden, denn neben wissenschaftlicher Gründlichkeit wird die Materie bunt durch Geschichten, Anekdoten und persönliche Erlebnisse gestaltet und mit prächtigen Bildern sonder Zahl optisch erlebbar dokumentiert. Damit werden in vorbildlicher Weise methodisch zuverlässig volkskundliche Erkenntnisse für die Praxis umgesetzt in einer Zeit, in der im Gefolge wirtschaftlicher Prosperität Selbstanfertigung und Tragen von Goldhauben das Ausmaß des dreifachen(!) vom Höchststand um 1830 angenommen hat, wovon auch in Stadt und Land Salzburg die zahlreichen neu gegründeten Goldhaubengruppen beredtes Zeugnis geben. Wie aktuell die Thematik ist, zeigt die gleichzeitig erschienene Arbeit von G. M. Ritz, Riegelhaube und Kropfkette. Zum Erscheinungsbild der Münchner Bürgertracht um 1800; in: Wittelsbach und Bayern, Bd. III/1, München 1980, S. 326–333. An Literatur über Salzburg wären etwa noch die beiden Arbeiten zu ergänzen: F. Prodingner, Eine Otterhaube aus der Saaldorfer Gegend (Das Salzfaß, N. F. IV, München 1969, S. 19–22) und Chr. A. Senner, Salzburger Haubenmode in der Zeit von 1680 bis 1810

(Salzburger Heimatkalender f. Stadt u. Land 1945, 2. Jg., Salzburg 1944, S. 183). Gleichfalls für Salzburg ein Zusatz wäre, daß Erzbischof Siegmund III. Graf Schrattenbach 1758 in Kleßheim und sein Nachfolger Hieronymus Graf Colloredo in der Arenbergstraße Goldspitzenfabriken errichten ließen, um weitere Einfuhren aus Lyon zu unterbinden, doch beide erlitten, teils sogar persönlich, große finanzielle Verluste, weil die Bauern lieber schwarze „Samtfusien“ auf Mieder und Brustfleck tragen wollten „aus annoch tief eingewurzelter und ohnzeitig hingerissener Liebe zu dem Ausländischen“.

Grundlage der Darstellung ist die ansehnliche Haubensammlung österreichischer und süddeutscher Bestände im OÖ. Landesmuseum sowie zahlreicher Privatsammlungen. Daraus ließen sich viele Variationen herauslesen und damit eine geschichtliche Entwicklung erstellen. Ausgehend vom Mittelalter wird Entstehung, Typologie und Verbreitung der Haube behandelt. Die früheren Haarverhüllungen waren Gebende aus Bändern und Borten, wobei später zur besseren Paßform ein Boden eingesetzt wurde. Selbstredend als Statussymbol war dabei auch Edelmetall in Verwendung, was aber die diversen Kleiderordnungen, wenn auch nahezu vergebens, hintanzuhalten trachteten. Bei der Bodenhaube wird mit dem Aufkommen der starren statt der weichen Form eine Unterstützung durch ein Drahtgestell obligat. Sie ist aber auch die Grundform, an der sich einzelne Teile einerseits überdimensional zu eigenen Arten formen und andererseits schrumpfen. Letzteres war bei den in Salzburg gebräuchlichen Arten der Fall, nämlich der gelegentlich in Halblein nachweisbaren bayerisch-Innviertler Riegelhaube und dem „Böndl“ (Tittmoninger Häubchen) des gesamten Flachgaues, zu dem im Zentralraum von Grödig und Anif noch die „Rosmarifeder“ und ein Garnierl genanntes Seidenband mit Goldfransen getragen wurden. Das Hauptaugenmerk legt der Autor, entsprechend der Themenstellung, auf Entwicklung, funktionell bedingte Verwandtschaft, Spielform und Verbreitung der Gold-, Silber- und aus Spitze und Perlen gefertigten „Schwarzen Haube“ vom Linzer Typus (d. i. Kopfteil mit Boden schrumpft zum Knauf, Schirm wird neuer Kopf, Kopfecken wachsen zu Flügeln) zwischen Südböhmen und Istrien, Niederbayern und Untersteiermark. Durch Salzburg läuft die westliche Goldhaubengrenze der 3. Verbreitzones (1815) von Rosenheim nach Salzburg-Stadt, Bischofshofen, Radstadt, Tamsweg und weiter nach St. Veit/Glan, wohl nicht unbeeinflusst durch die verwaltungsmäßige Bindung an OÖ.

Im folgenden Kapitel beschäftigt sich der Autor mit dem „Kostüm“ zur Linzer Goldhaube, weil es sich ja doch um eine bürgerliche Bekleidungsform handelt, und beschreibt dabei den Einfluß des Empire gleichermaßen wie die erneuerten, teilweise vereinfachten Kleider der Gegenwart. Für die Praxis besonders interessant ist der Abschnitt über die Herstellung der Goldhaube vom Weben und Besticken über Rüsten und Zusammenbauen bis zum Aufmascherln. In einem Exkurs werden Schmuck, goldbestickte Tücher und Schürzen, leider aber, doch angesichts der vorgelegten Materialfülle verständlich, nicht die mit Goldborten belegten Krempenunterseiten der zylindrischen Bänderhüte Salzburgs behandelt. Die Thematik wird mit einem Blick auf das brauchwürdige Tragen der Goldhauben abgeschlossen.

Der zweite Teil des umfangreichen Werkes gilt zunächst dem bunten (von 1740 bis 1840), dann dem nachfolgenden „großen, schwarzen Seidentaft-Kopftuch“. Diese sind – mit allen gegebenen Einschränkungen – die Nachfolger des mittelalterlichen Gebendes. Wieder kann der Autor anhand vieler Porträts der letzten Jahrhunderte die verschiedenen Bindeweisen darlegen und somit auch eine Anleitung zum Binden selbst geben. Damit kommt eine genaue landschaftliche, sogar örtliche Zuordnung zum Ausdruck, was etwa katholische von evangelischen Kopftuchträgerinnen unterscheiden läßt. Auch hier geht Lipp von einer Ausbreitung vom oö. Zentralraum aus für die „formbewahrende“, ein- bis vierzipfige „Flügelhaube“ in lokal sehr verschiedenen Bindungsarten bis zur Grenze zwischen dem Flachgau und den Gebirgsgauen. Daraus wird südlich anschließend im Tennengau, Pongau und Lungau, weiter über das Ennstal, Eisenwurzen und NÖ. bis ins Burgenland ein einfach gebundenes, häufig einzipfiges Kopftuch, immer im Nacken lose abhängig, aber in wenigen Varianten. Ist bisher das Material immer schwarze Glanzseide, so überlagert im Pongau und Lungau ein hellbuntes, teils weißes Kopftuch aus

Baumwolle mit Bindung unter dem Kinn jenes Verbreitungsgebiet. Im Anschluß daran behandelt der Autor das Kopftuch im Brauchtum, beachtet die passende Kleidung und weist sich bei der Fragestellung „Herkunft, Weg, Verbreitung und Wiederentwicklungs-möglichkeit“ einmal mehr als Trachtenpfleger aus. Einprägsame Detailzeichnungen, klare Schnittangaben und besonders gelungene Übersichts- und Verbreitungskarten, ein Anmerkungsteil und ein Sach-, Personen- und Ortsregister runden das Werk ab.

Von Beckmessereien zu der sicherlich bald vergriffenen und dann korrigierbaren Auflage abgesehen – es fehlen etwa beim Inhaltsverzeichnis einige Seitenangaben, einmal heißt es Rieglhaube (S. 23), andermal Riegelhaube (S. 27), im Register findet sich Satori (S. 193) statt Sartori, als Maler des St. Wolfgang Altars wird ein Friedrich Pacher genannt, ein und dieselbe Darstellerin erscheint auf einer Photographie mit 1830 (!) datiert (S. 47), dann mit „um 1910“ wohl richtiger angeführt (S. 175) –, kann das Verdienst des kostbaren Bildbandes nicht hoch genug eingeschätzt werden! Die umfangreichen, von so viel Engagement getragenen Bemühungen um den Fortbestand der traditionellen Trachten in diesem Werk sollten auch in Salzburg Unterstützung finden, etwa in der längst fälligen Herausgabe der Kuenburgschen Trachtenbildersammlung des 18. Jahrhunderts.

Michael Martisch nig

Helmut Prasch, Handwerksmuseum im Paternschloß in Unterhaus, Gemeinde Baldramsdorf. Verlag des Vereins „Helfer der Ortenburg“, Spittal/Drau 1979.

Im Zuge der Bemühungen, die immer stärker gefährdete Welt von Bauer und Handwerker alten Stils zu dokumentieren und vor dem völligen Verfall wie dem Zerstreutwerden zu bewahren, haben die an der Denkmalpflege im ländlichen Raum Interessierten zur Selbsthilfe gegriffen, nachdem sie der Diskussionen um die Interpretation gesetzlicher Bestimmungen und die damit verbundene zähflüssige Dotierung mit zu geringen Mitteln überdrüssig geworden waren: Sie haben kleine Museen geschaffen, die sich örtliche Gegebenheiten zunutze machen, um Zusammengetragenes und historisch Bemerkenswertes vor der unmittelbar drohenden Zerstörung zu bewahren und zur Besichtigung auszustellen. Die Absichten, aber auch die Resultate sind vielfältiger Natur: Werkstätten, also die Arbeitsstätten unserer Vorfahren, werden so vor dem Abbruch bewahrt, und Gebäude, die sonst nicht mehr gebraucht würden, können mit neuer Zweckbestimmung revitalisiert werden, während schließlich auch Arbeitsgeräte und -techniken aus der Vergangenheit der Vernichtung und dem Vergessenwerden entzogen sind.

Nur durch Privatinitiative entstand derart auch das Kärntner Handwerksmuseum im Paternschloß, einem ehemaligen Kloster der Ortenburger, und konnte schon drei Jahre nach dem Gründungsbeschluß durch Schenkungen und Leihgaben für 27 (!) Handwerke Abteilungen schaffen. Darüber wird nun ein recht beachtlicher Führer vorgelegt. Nach einer Geschichte der ehemaligen Herrschaft und der Entstehung des Museum wird die Entwicklung des Zunftwesens im Oberkärntner Raum aufbereitet. Den größten Teil der 84 Seiten starken Broschüre macht die Aufzählung des kompletten Inventars der einzelnen Werkstätten von Huf- und Wagenschmied über Faßbinder und Lebzelter bis zu Schneider und Glasveredler aus. Dabei nehmen jeweils die Hälfte der Druckseite Abbildungen von Folgen zugehöriger Werkzeuge ein. Der Versuch, das Handwerkzeug für die Holzbearbeitung besonders umfassend anhand der 24seitigen photomechanischen Wiedergabe eines historischen Kataloges der Fa. Weiss & Sohn in Wien zu dokumentieren, ist eine wahre Fundgrube für den Ergologen. Als Abschluß gewähren Dokumentarphotos, besonders aber andernorts längst vernichtete alte Schulwandtafeln Einblick in die einzelnen Arbeitsvorgänge – nicht nur diese Idee ist nachahmenswert!

Michael Martisch nig

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung. Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch: I. Österreich. 19./20. Lieferung (5./6. Lieferung des 3. Bandes) Prätze / Prüe. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1981. 381 S.

Zum „Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich“ ist nunmehr die 19./20. Lieferung *Pratze / Prüe* erschienen. Zu diesem bereits vom Grundkonzept her äußerst bewundernswerten Unternehmen ist jedenfalls anzumerken, daß selbst so umfangreiche Lemmata wie *prennen*, *Prief*, *pringen* oder *Prot* recht übersichtlich gestaltet sind. Man muß die Leistung anerkennen, das vorliegende, umfangreiche Material richtig zu erfassen, zu verdeutlichen und in übersichtlicher Ordnung darzubieten zu können. Freilich ist man versucht, bereits in der 15. Lieferung den *Pifelstopfer* oder *Pif(e)lstupfer* oder in der vorliegenden Lieferung die *Brentelglocke* zu suchen, doch wird man da eben noch warten müssen, bis die entsprechenden Grundwörter behandelt werden. Wünschenswert wäre aber eine stärkere Berücksichtigung der Weidmannssprache, die äußerst konsequent und konservativ altes Sprachgut überliefert. So findet man unter *Pruch* 3e) nur: „abgebrochener, grüner Zweig, mit dem die Inbesitznahme des erlegten Wildes angezeigt wird bzw. den sich der Jäger nach erfolgtem Abschuß an die rechte Seite des Hutes steckt“. Diese Definition ist aber zu ungenau, denn einerseits dürfen – mit geringen Ausnahmen für Gebirgsgegenden – Brüche nur von bestimmten Laub- oder Nadelbäumen genommen werden (Definition demnach zu weit, ein Kastanien- oder Obstbaumzweig als Standesbruch wäre unvorstellbar!), bzw. ist andererseits die Verwendung weitaus vielfältiger (Definition zu eng). Neben dem Inbesitznahme- oder den für den Hut bestimmten Beutebruch sind dem Jäger unter anderem auch noch Haupt-, Leit-, Anschuß-, Fährten-, Standplatz- und Wartebbruch ein Begriff. Die Warnbrüche waren zumindest in früheren Zeiten von großer Bedeutung. Den Standesbruch kann man bei jeder jagdlichen Festveranstaltung sehen, und nicht zuletzt gehört auch der letzte Bissen für erlegtes Wild zu den gebräuchlichsten Brüchen. Zweifellos wird man aber auch sonst ganz allgemein noch mit vielen Ausdrücken vergangener Zeiten rechnen müssen, die heute unbeachtet in Archiven schlummern oder anderweitig in Vergessenheit geraten sind.

Um aber auf die weitaus überwiegenden Vorteile zurückzukommen, muß festgehalten werden, daß neben dem im wahrsten Sinne des Wortes gebotenen *Wortschatzes* dieses Wörterbuch gleichzeitig eine Fundgrube nicht nur für Philologen, sondern auch für geschichtlich und volkswundlich ambitionierte Leser ist.

Otmar W e b e r

Forschungen zur Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde, hg. v. Louis Carlen, Band 3. Schulthess Polygraphischer Verlag, Zürich 1981. 258 S., 142 Abb.

Auf die Rechtsgeschichte und Rechtsarchäologie ist von der Volkskunde her stets ein besonderes Augenmerk zu wenden, da sich jene Gebiete immer wieder als engste Nachbarbezirke der ethnologischen Disziplin erweisen. Der Herausgeber der vorliegenden Forschungen führt dabei den Begriff Rechtsvolkskunde derart weiter, wie er uns durch Nikolaus Grass aus Innsbruck oder Hermann Baltl aus Graz, um nur zwei besonders wichtige Fachleute dieser Sparte anzuführen, vertraut geworden ist.

Unter den 9 Beiträgen des vorliegenden Bandes, dem der umsichtige Herausgeber eine Einleitung vorangestellt hat, behandeln drei Arbeiten rechtliche Fragen der Schweiz (F. Furrer, Rechtsaltertümer aus St. Gallen; G. Boesch, Miscellen zu schweizerischen Zeremonialschwertern; J. Wiget, Volkskunde um das Schwyzer Rathaus) und je ein Aufsatz rechtshistorischer Themenstellung in Holland (L. E. van Holk, *Justitia*, Bild und Sinnbild im 17. Jahrhundert in den Niederlanden), Polen (W. Maisel, Die Anwendung der rechtsarchäologischen Methode am Beispiel der Forschungen um den Posener Pranger), Bulgarien (M. Marcoff, Zwei archäologische Beweise für die frühmittelalterliche Entstehung des Selbstbestimmungsrechtsprinzips) und Italien (L. Carlen, Rechtliches in norditalienischen Sagen).

Österreichische Themen werden in zwei Aufsätzen behandelt: Der Grazer Gernot K o c h e r untersucht unter dem Titel „Sachsenspiegel, Institutionen, Digesten, Codex“ den Aussagewert mittelalterlicher Rechtsillustrationen an Hand von 13 ausgewählten Handschriften aus Österreich. Und vom Salzburger Peter P u t z e r, von dem etwa die rechtshistorische Einführung zur Salzburger Stadt- und Polizeiordnung von 1524 (Hg. Spechtler-Uminsky als Göppinger Arbeiten zur Germanistik 222, Frühneuhochdeutsche Rechtstexte Bd. I; Göppingen 1978) noch in recht positiver Erinnerung haftet, stammt

der umfangreichste Beitrag als „Prolegomena zu einer Rechtsarchäologie Salzburgs“ (S. 35–120 mit 69 Abb.), wobei die Landtafel der Salzburger Landschaft von 1706 auch den Buchumschlag bildet. In diesen „Vorbemerkungen“ wird eingangs auf grundsätzliche Aspekte und dann auf die Schwierigkeiten eingegangen, die eine Rechtsarchäologie Salzburgs aufwirft, deren Darstellung neu ist und die auch im Rahmen einer nach wie vor ein Desiderat bildenden „Rechtsgeschichte Salzburgs“ zu sehen ist. Die im Hauptteil zahlreich zitierten Rechtsaltertümer, von den Sühnekreuzen bis zu den Zunftzeichen, sind Objektivationen verschiedenster volkskultureller Anschauungen und Überlieferungen, die – jedoch zwingend – wie Sitte und Brauch vielfach auf irrationale Sätze des Volksglaubens gegründet sind. Dabei legt Putzer seinen Untersuchungen die für die Steiermark entwickelte Systematik zugrunde (1. Amtsgebäude und Rechtsorte, 2. Amtsgeräte, 3. Strafvollzug, Folter, Asyl, 4. Hoheit, 5. Maß und Gewicht, 6. Grenze, 7. Zunft) und führt sie detailreich aus, ja verläßt sie teilweise bewußt durch Miteinbeziehung von Grenzbereichen und Ausweitung der Quellenbasis. Als kleine Korrektur sei bemerkt, daß das Salzburger Museum C. A. nicht von der Stadt Hallein (S. 49), sondern in Verwaltungsgemeinschaft von Stadt und Land Salzburg getragen wird; als wichtige Ergänzung sei angeführt: Friedrich Breiting, Pranger – Prechel – Brandmarkung – Prügel. Ein Ausschnitt aus der Salzburger Strafrechtspflege (Demokratisches Volksblatt, 5. 3. 1949). Insgesamt ergeben sich interessante Vergleichsmöglichkeiten für den österreichischen Raum, enthielt doch Band 2 der besprochenen Forschungen einen Grundriß der Rechtsarchäologie für Niederösterreich von H. Steininger, und auch über die Steiermark liegen zusammengefaßte Materialien in der „Rechtsarchäologie des Landes Steiermark“ (Graz-Köln 1957) von H. Baltl vor.

Michael M a r t i s c h n i g

H. A. Kollmann (Red.), *Schätze im Boden. Österreichs Boden im Wandel der Zeit*. W. Braunmüller, Wien 1982. 80 S., 1 geol. Karte, zahlreiche farbige u. schwarzweiße Abb.

In übersichtlicher und leicht verständlicher Weise wird der Leser in die erdgeschichtliche Vergangenheit unserer Heimat eingeführt. Die zahlreichen Abbildungen und Tabellen machen das Buch sehr anschaulich. Vergleiche mit aktuellen geologischen Ereignissen machen jene aus erdgeschichtlichen Zeiten leicht verständlich.

So erfährt man z. B., daß die mächtigen vulkanischen Gesteine, welche vor 430 Millionen Jahren in die Tongesteine der Grauwackenzone eingedrungen sind, ein Gebiet von etwa 20 km² mit 20–30 km³ bedecken. Im Vergleich dazu warf der Mount St. Helens (1980) nur 2,7 km³ vulkanisches Gestein aus. Ein Bild der rezenten Riffe Floridas vermittelt den Eindruck der Rifflandschaft, wie sie am Rande der Tethys vor 180 Millionen Jahren bei uns herrschte (Südseiten von Tennengebirge, Hagengebirge, Dachstein etc.). Wir erfahren, warum gerade der Glockner, der höchste Gipfel Österreichs, aus Gesteinen eines längst vergangenen penninischen Ozeanbodens aufgebaut ist. Ebenso findet man wertvolle Hinweise über das Gosaumeer mit seinen Fossilien wie über die Paratethys, einem Restmeer im Erdneuzeitalter, wie über die Erscheinungen der Eiszeit. Zuletzt findet man noch die wichtigsten im Text verwendeten Fachausdrücke erläutert sowie ein kurzes Verzeichnis der neuesten Fachbücher zur Geologie von Österreich. Dem Buch beigelegt ist eine farbige geologische Karte 1:1,500.000.

Im Literaturverzeichnis sind leider nur die teuren Fachbücher angeführt. Die Bücher von BOEGEL, H. & SCHMIDT, K. (1976): *Kleine Geologie der Ostalpen*, Thun (Ott) u. DEL NEGRO, W. (1977): *Abriß der Geologie von Österreich* fehlen. Kleine Fehler haben sich ebenfalls eingeschlichen, die den Wert des Buches aber in keiner Weise mindern. Zwar haben Radiolarien ein kieseliges Skelett, sind aber keine Kieselalgen, sondern eine eigene Unterklasse, die sich wahrscheinlich aus den Dinoflagellaten ableitet (S. 30, 37). Auf S. 40 soll es Valangine, nicht Valangin heißen, und die chem. Formel für Kalziumkarbonat lautet CaCO₃ und nicht CaCos.

Das Buch ist für alle jene geschrieben, die Interesse an der Natur haben. Ein ob seiner Ausstattung, des Inhalts und des niedrigen Preises (S 148,-) wegen ein sehr zu empfehlendes Buch.

Gottfried T i c h y

Wolfgang Lippert, *Fotoatlas der Alpenblumen. Blütenpflanzen der Ost- und Westalpen*. Das große Bestimmungsbuch in Farbe. Gräfe und Unzer, München 1981. 260 S., 400 Farbfotos, 600 Zeichnungen und Verbreitungskarten.

Der neu erschienene Fotoatlas der Alpenblumen geht in seiner Information über das Maß anderer Fotobände hinaus. Das Buch gliedert sich in einen kurzen einführenden Teil, der Aufbau, Klima und Vegetationsstufen der Alpen behandelt. Der anschließende Fototeil behandelt die einzelnen Pflanzen in systematischer Reihenfolge, wobei jeder Abbildung eine Kurzdiagnose beigelegt ist. Der sehr ausführliche Textteil bringt zu jeder der 379 Arten eine Beschreibung des Aussehens und des Standortes und eine Charakterisierung der Gesamtverbreitung, die durch eine Anzahl von Arealkarten sinnvoll ergänzt wird. Neben den meisten ostalpinen Pflanzen werden auch die wesentlichen Arten mit westalpiner Verbreitung vorgestellt.

Ein abschließendes Kapitel bringt eine Einführung in den Aufbau der repräsentativsten Pflanzengesellschaften der alpinen Stufe. Der Autor ist selbst von Beruf Botaniker in der Botanischen Staatssammlung in München und ein profunder Kenner der alpinen Pflanzenwelt mit langjähriger Erfahrung.

Paul H e i s e l m a y e r

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1982

Band/Volume: [122](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum salzburgischen Schrifttum. 427-466](#)